

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1935**

8 (18.4.1935)

# Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Waldur von Schirach **Adolf Hitler.** Zum 19. 8. 1935.

So war es: Wir waren ganz verlassen, keiner, der den Mut zum Unmöglichen besaß, wir waren Sklaven ohne Ehre.

Heldentum hieß „Dummheit“. Wir waren Fremde in der eigenen Heimat.

So war es: In Deutschland galt nur der Feigling. Der Deutsche war geächtet. Frech triumphierte eine feile Meute. So war es.

Da stand einer auf: Ein Namenloser ohne Geld und ohne Krone. Einer aus Millionen. Der hob unsere Herzen empor zu den Sternen. In seinen Worten brannte die ewige Wahrheit. Da folgten wir ihm und schwuren ihm Treue. Tod und Verfolgung bedrohte uns. Wir aber hielten zusammen, wir Kameraden, wir Rebellen für die Freiheit.

So wuchs unsere Kraft und unser Glaube. Noch hinter Gittern ragte unsere heilige Hoffnung. Das machte allein der eine. Für ihn starben die Besten. Für ihn können wir alle sterben. Wenn er die Fahne entrollt, wollen wir selbst gegen die Hölle marschieren. Für ihn und für Deutschland.

Das geloben wir unserem Führer Adolf Hitler.

So schwört, Kameraden:  
Wir geloben es!

# Ewige Aufgabe.

Von Paul Frank,

Landesleiter des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland, Gau Baden.

Mit dem Sieg des Nationalsozialismus ging ein alter Traum und eine langgehegte Sehnsucht des deutschen Volkes in Erfüllung: Wir sind politisch ein einziges Volk geworden und haben eine einheitlich geschlossene Führung erhalten. Oft im Laufe unserer Geschichte haben wir Anläufe zur Einigung unseres Volkes gemacht, nie trat sie so gewaltig zutage wie im Zeichen des Nationalsozialismus. Er hat im Tiefsten den deutschen Menschen angesprochen, weil er aus seinem völkischen Grund heraus schuf. Die politische Einheit ist aber nicht das Letzte. Sie ist Voraussetzung für das Letzte: für die Gewinnung der inneren Einheit unseres Volkes, für die Volksgemeinschaft und damit für eine wahrhaft völkische Kultur. Dies Letzte muß erstrebt werden, weil nur die kulturelle, innere Einheit unseres Volkes letzten Endes auch die politische Einheit verbürgt. Es sind noch viele Kräfte am Werk, die das innere Zusammenwachsen unseres Volkes zu verhindern suchen. Es sind die Dunkelmänner. Sie erstreben alle auch andere politische Ziele.

Um so mehr gilt es für uns, unsere heranwachsende Jugend jenseits aller Konfessionellen und sozialen Unterschiede in einheitlichem deutschen Geiste zu erziehen. Die Erziehung zur Gemeinschaft schließt zwei Aufgaben in sich, eine nach Inhalt und eine nach Umfang, nach Wesen und Ganzheit.

Wir können eine wirkliche Gemeinschaft nur werden aus unserer Art heraus, nur aus den Werten, die den ursprünglichsten und ureigensten Gehalt der Seele unseres Volkes ausmachen. Volksgemeinschaft ist im tiefsten Grunde geistig-seelische Gemeinschaft. Sie wächst aus den Kräften der Rasse und der Landschaft, aus den Volkstumskräften. Aus ihnen müssen wir schaffen und gestalten und nur aus ihnen, dann wird Deutschland einig werden und in allen seinen Lebensgebieten zu der Form kommen, die seinem Innengesetz entspricht. Lassen wir uns durch keine Fremdkräfte mehr verwirren und vom Wege abdrängen. Lange und oft genug ist das zum Schaden des deutschen Volkes geschehen. Nie wurde es einem Volke so schwer gemacht wie dem unsrigen, zu sich selbst zu kommen. Uns sei ein jeder, der die Bildung zur Volksgemeinschaft und damit die völkische Gestaltung unseres Lebens stört, ein Verbrecher am Volk.

Die zweite Aufgabe verlangt, den Blick auf das Ganze unseres Volkes zu richten. Unsere frühere politische und geistige Zerrissenheit ließ uns nie oder doch kaum einmal das deutsche Volk der Erde als Ganzes sehen. Konfessionelle Kräfte wie in Österreich suchen den deutschen Menschen heute noch davon abzuhalten. Sie

wollen nicht Deutschland. Wir dachten dann früher auch meist nur staatlich, und so hörte das deutsche Volk an der Reichsgrenze, oft sogar an der Landesgrenze auf. Das deutsche Volk reicht aber weit darüber hinaus. Wir sind ein Hundertmillionenvolk. Und alles zusammen erst ist Deutschland. Und das wollen wir. Eine erdumspannende machtvolle geistige Wirklichkeit. Der letzte Volksgenosse draußen muß in die deutsche Volksgemeinschaft einbezogen und muß als Glied unseres Volkes betrachtet und gewertet werden. Keiner darf vergessen werden. Sie seien uns Brüder und Schwestern alle. Wir sprechen darum heute von „volks-deutsch“ und bringen damit zum Ausdruck, daß „deutsch“ keine durch Staatsgrenzen abgesteckte Größe ist, sondern eine Bindung bedeutet für alle, die desselben Blutes sind.

Volksdeutsch will eine volksbürgerliche Haftung und Verpflichtung, die von allen Volksangehörigen innerhalb und außerhalb des Reiches getragen ist. Volk ist das Ursprüngliche, Erste, die Grundquelle alles kulturellen und staatlichen Lebens. Als einziger Kämpfer und Kämpfer für diesen Gedanken vor mehr als 50 Jahren schon muß dankbar der Volksbund für das Deutschtum im Ausland hier genannt werden. Durch den Nationalsozialismus freilich wurde dieser Volksbegriff erst zum allgemeineren großen Erlebnis. Der Volksbund und die nationalsozialistische Bewegung arbeiten daher in innerster Verbindung miteinander. Aus dem Volks- und Ganzheitsgedanken heraus muß nun jeder von uns die Verpflichtung fühlen, sich um die Volksgenossen draußen zu kümmern und sich um sie zu bemühen. Eine jede ausen-deutsche Landschaft, eine jede ausen-deutsche Volksgruppe müssen wir darum genau so studieren wie eine innendeutsche und müssen für ihre Erhaltung dieselbe Verpflichtung aufbringen. Die ausen-deutschen Gebiete und Volksgruppen bereichern unser völkisches Leben und sind für unsere kulturelle, wirtschaftliche und politische Geltung in der Welt von überaus großer Wichtigkeit. Wir sind unüberwindlich, wenn wir treu und einig sind. Es ist hierin noch sehr viel zu tun. Wir stehen erst in den Anfängen dieser Betrachtung und wissen noch allzu wenig die Bedeutung unserer Außenposten und ihren Kampf um die Erhaltung ihres Deutschtums zu werten. Sie leisten in Wirklichkeit Frontdienste für das Gesamtdeutschtum der Welt. Wir müssen wissen, daß je mehr draußen abbröckelt, desto schwächer und ärmer wir als Ganzes werden.

Darum muß ein jeder Junge und ein jedes Mädchen zum Verständnis für das Deutschtum draußen und zur Verantwortung für die Sicherung einer

jeden deutschen Scholle, eines jeden deutschen Lebens und einer jeden deutschen Einrichtung erzogen werden. In einem jeden muß ein Bild der Einheit des gesamten Deutschtums der Welt rein und groß in der Seele wachsen. Das ist die Aufgabe. Die hat jeder an sich und an seinem Platze zu tun. Und dies nicht nur bei festlichen Gelegenheiten, sondern zu jeder Zeit. Tue es, deutscher Bruder, deutsche Schwester! Du machst Deutschland groß und stark. Und dich selbst

stolz, frei und glücklich. Auch das tut not. Es gehört zur Größe Deutschlands. Die Aufgabe ist ewig: Es gilt nicht nur das Große zu schaffen, sondern auch zu erhalten.

Erfüllen wir darum aus tiefem Glauben an die ewige Zukunft unseres Volkes mit heiligem Ernst ewig die Aufgabe der Erziehung zur Volksgemeinschaft:

Aus dem Volk, für das Volk!  
für Deutschland!

## Die gegenwärtige Lage des Auslanddeutschtums.

Von Dr. Hans Steinacher, Bundesleiter des VDA.

Mit dem Durchbruch des Nationalsozialismus ist der Volkstumsgedanke grundsätzlich und auf allen Teilgebieten deutschen Lebens zur Kraftquelle für den gesamten deutschen Neuaufbau geworden. Die Gemeinschaft des Volkstums, die in der Gemeinsamkeit von Blut, Art und Sprache gegeben ist, ist zum entscheidenden Merkmal geworden. Ohne Rücksicht auf die Staatszugehörigkeit sehen wir den Deutschen von jenseits der Grenzen als Volksgenossen. Man kann wohl seine Staatsangehörigkeit wechseln, aber die Zugehörigkeit zum Volkstum kann man weder verlieren noch gewinnen. Das heilige Gesetz des Volkstums hat sich am 13. Januar dieses Jahres in dem großen Sieg an der Saar so glänzend bewährt. Dieses Gesetz von der Macht des Volkstums offenbart sich erst dann in voller Klarheit, wenn art-eigener Staat Volkstum nicht schirmen kann.

Aus der Würde unseres Volkstums heraus gewinnen wir auch das Verständnis für die Würde fremden Volkstums und die Achtung vor diesem. Hierfür sind uns die Worte unseres Führers und Reichskanzlers vom 17. Mai 1933 Richtschnur und Ziel: „Indem wir in grenzenloser Liebe und Treue an unserem Volkstum hängen, respektieren wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gesinnung heraus und möchten aus tiefinnerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben!“

Wenn diese Wertung von Volk und Volkstum Allgemeingut aller Völker wäre, dann wäre der Weg zum wahren Frieden von Volk zu Volk in Europa gefunden.

Der Wiedererstarbung des deutschen Volkes setzten aber die Gegner unseres Volkstums einen heftigen Druck entgegen, der unser Außenvolkstum doppelt schwer getroffen hat. Von sämtlichen Außenfronten laufen fast täglich Nachrichten ein, die davon Zeugnis ablegen, wie die Gegner des deutschen Volkstums unsere Volksgenossen jenseits der Grenzen bedrücken. In einzelnen Staaten Europas sind aber auch Anzeichen dafür vorhanden, daß man uns allmählich zu

begreifen beginnt und diese Anzeichen sollen mit lebhafter Befriedigung begrüßt und anerkannt werden! Aus der Kette der schweren Gewaltanschläge gegen deutsches Volkstum im Ausland ragt die unerhörte Vergewaltigung des Memellandes durch Litauen hervor. Die bitteren Lehren der eigenen Geschichte und der russischen Herrschaft vergessend, hat Litauen geglaubt, seinen mehr als zweifelhaften Rechtsanspruch auf das Memelland dadurch zu erhöhen, daß es einen Landstreich gegen die Rechtsgrundlagen des Memelstatuts ins Werk setzte. Die unschuldige Verurteilung der Angeklagten im Memelprozeß hat die berechtigte Empörung aller Deutschen hervorgerufen. Die Signatarmächte haben durch ihr Verhalten einen großen Teil der Schuld auf sich geladen, ja sie haben die Litauer geradezu erzogen, den Frieden zu gefährden und zu Folterknechten des Deutschtums zu werden. In den baltischen Staaten war das Deutschtum mancherlei Bedrückung und Schikanen ausgesetzt.

Trotz der guten staatlichen Beziehungen durch das Freundschaftsabkommen zwischen dem Deutschen Reich und Polen ist die Lage des Deutschtums in Polen keineswegs befriedigend. Wir denken insbesondere an die außerordentlichen Härten, die durch die weiter mit System betriebene soziale Bedrängnis deutscher Volksgenossen in Oberschlesien gegeben sind, und an die vielen Nöte auf dem Gebiete des Schul- und Bildungswesens. Erst in den jüngsten Tagen wurden wieder eine große Anzahl deutscher Arbeiter und Angestellter in Oberschlesien entlassen und durch Polen ersetzt, nur weil sie sich zur deutschen Volksgruppe bekannten. Infolge des neuen polnischen Wahlsystems wird auch mit ziemlicher Sicherheit die deutsche Volksgruppe nicht mehr parlamentarisch vertreten sein.

In der Tschecho-Slowakei hat das Sudeten-deutschtum, die stärkste Gruppe unseres Außenvolkstums, die in der Vergangenheit in viele Parteien zerflüßelt war, sich zu deutscher Einigung gefunden. Die Not hat die Uneinigkeit überwunden. Das tschechische

Unterdrückungs- und Zersetzungssystem gegen deutsches Volkstum ist aber in letzter Zeit weiter fortgesetzt und ausgebaut worden. Niemals aber wird ein Verhältnis von Tschechen zu Deutschen gedeihen, das auf der Unterdrückung des Sudetendeutschums aufgebaut ist. Ein Staat, der schon den kulturellen Verkehr von Volksgenossen zu Volksgenossen grundsätzlich unter die Anklage des Staatsanwaltes stellt, erzeugt einen Gefahrenherd, der sich in der Zukunft schlimmer auswirken kann. In dem Wahlkampf ist die sudetendeutsche Partei unter Konrad Henlein von marxistischer Seite unter offener und verdeckter Unterstützung der tschechischen Regierung in schlimmster Weise angegriffen worden und gegen sie von gegnerischer Seite ein leidenschaftlicher Pressefeldzug eröffnet worden, nur mit dem einen Ziele, die Einigungsbewegung des Sudetendeutschums zu erschweren. Auch auf wirtschaftlichem Gebiete werden die Sudetendeutschen in schlimmer Weise von der Prager Regierung benachteiligt und vernachlässigt. Die Arbeitslosenzahl des Sudetendeutschums allein, die derjenigen von Frankreich entspricht, und die furchtbaren Einzelschicksale in den deutschen Gemeinden sprechen für sich selbst.

In Ungarn erweist es sich als nicht zu bestreitende Tatsache, daß von allen volksdeutschen Gebieten des alten Ungarn die deutsche Volksgruppe in Restungarn bei weitem das geringste Maß an völkischen Rechten besitzt und, gemessen an den Verhältnissen in den Nachfolgestaaten, um ihre völkische Existenz am schwersten zu ringen hat. Das System der Namensentdeutschung blüht und die bescheidensten Ansätze einer eigenen völkischen Erziehung fehlen fast völlig. Die zweideutige Haltung der ungarischen Minderheitenpolitik hat sich in den letzten Monaten eindeutig offenbart.

Auch Rumänien betreibt eine Politik der Benachteiligung und Zurückdrängung des deutschen Volkstums, während in Südslawien die Möglichkeit zur Pflege des deutschen Volksbewußtseins bei unseren Volksgenossen unbehinderter geworden ist.

In Südtirol hat der italienische Staat in bewuß-

ter Absicht das aufgestellte Ziel der Vernichtung deutschen Volkstums in den letzten Monaten mit größter Schärfe weiter betrieben. Im Zeichen der österreichisch-italienischen Kulturzusammenarbeit ist über Südtirol eine Leidenszeit hereingebrochen, die alle vorangegangenen Deutschenverfolgungen in diesem unglücklichen und doch wahrhaft heldischen Land in den Schatten stellt.

Die belgische Regierung hat in Eupen-Malmedy durch die Welle von Hausdurchsuchungen und durch die Ausbürgerungsprozesse der deutschen Bevölkerung erneut gezeigt, daß sie im belgischen Staat nur zweiten Rechtes sei. In Nordschleswig hat es in letzter Zeit auch Spannungen gegeben, aber der Volkstumskampf vollzieht sich hier in ritterlichen Bahnen.

Vor der ganzen Welt muß Rußland angeklagt werden. Hier haben die letzten Vorfälle gezeigt, daß deutsche Bauern und Pastoren zum Tode verurteilt wurden, nur weil sie Hungerhilfe vom Ausland annehmen oder sich mit der Bitte um Hilfe an das Ausland wandten. Wenn nicht etwas für unsere deutschen Volksgenossen in der Sowjetunion geschieht, dann werden sie in der Sowjethölle zugrunde gehen müssen. Sowjetrußland verspricht zum Schein Volkstumsautonomien. In Wirklichkeit aber werden die Tiefenkräfte der Volkstümer in satanisch ausgeflügelter Weise in Rußland vernichtet. Der Bolschewismus ist der Todfeind jedweden Volkstums.

In den überseeischen Gebieten, vor allem in den Vereinigten Staaten, in Kanada und Südamerika halten sich neben den bäuerlichen Siedlungen, die starken deutschen Selbstbehauptungswillen verkörpern, auch die breiten Schichten eines gewerblichen Mittelstandes in der Volkstumsart.

Das Außendeutschtum, das den mannigfaltigsten Schicksalsschlägen ausgesetzt ist, blickt auf das Reich Adolf Hitlers und weiß, daß sein Schicksal mit dem des Mutterlandes eng verbunden ist. Und es weiß auch, daß der deutsche Lebenskampf nicht von Staat zu Staat geht, sondern daß das gesamte deutsche Volk als Einheit um seine Behauptung und seine Wesensart ringt.

**D**er Führer: Auch ich hatte einst die Möglichkeit, schon in verhältnismäßig früher Jugend am Nationalitätenkampf des alten Österreich teilzunehmen. Für Südmärk und Schulverein wurde da gesammelt, durch Kornblumen und schwarzrotgoldne Farben die Gesinnung betont, mit „Heil“ begrüßt und statt des Kaiserliedes lieber „Deutschland über alles“ gesungen, trotz Verwarnung und Strafen. Der Junge ward dabei politisch geschult. . . daß ich schon mit fünfzehn Jahren zum Verständnis des Unterschiedes von dynastischem „Patriotismus“ und völkischem „Nationalismus“ gelangte.

# Volkstums kämpfe an der deutschen Westgrenze.

Von Robert Ernst.

**I**m Angesicht der ganzen Welt hat am 13. Januar 1935 im Westen des Reiches das Saardeutschtum seine Treue und Standhaftigkeit nach mehr als 16jähriger Trennung vom Mutterlande mit dem Stimmzettel bewiesen. Der tiefe Eindruck dieses Bekenntnisses, bei dem auch alle inneren Widerstände Einzelner mit der Urgewalt der volkhaften Verbundenheit in der Stunde der Entscheidung überrannt wurden, hat bestätigt, daß auch im Westen die einst betörenden Sirenenklänge fremdvölkischer Werber ihre Macht verloren haben.

Von den zunächst durch fremde militärische Besetzung, dann auch völkerrechtlich in Auswirkung des Versailler „Vertrages“ vom deutschen Kernstaate getrennten Gebieten im Westen ist bisher nur der deutschen Volksgruppe an der Saar das Recht zuteil geworden, frei und offen ihren Willen auszusprechen. In *Lupen-Malmedy* ist dieses Selbstbestimmungsrecht, das auf dem Papier anerkannt und im Versailler Diktat festgelegt erscheint, bekanntlich unter belgischer Militärdiktatur in unerhörter Weise verhöhnt worden. So ist es selbstverständlich, daß hier das saardeutsche Treuebekenntnis den Glauben an die endliche Durchsetzung dieses verbrieften Rechtes neu belebte. Auch in Belgien empfand man sehr wohl, daß dieses Beispiel seine inneren Auswirkungen bei den wider ihren Willen zu „Belgiern“ gewordenen Deutschen haben würde. Die moralische Unsicherheit, deren man sich bei der herrschenden belgischen Schicht dumpf bewußt ist, entlud sich wenige Wochen später in einer überraschenden umfassenden Hausuchungsaktion in allen Teilen des annektierten Gebietes, wobei die Zoffnung mitbestimmend war, die ersehnten Beweise für staatsfeindliche Umtriebe herbeizuschaffen. Das im Sommer 1934 vom Brüsseler Parlament angenommene Ausbürgerungsgesetz, das die Möglichkeit bietet, die belgische Staatsangehörigkeit demjenigen abzusprechen, „der ernstlich gegen seine staatsbürgerlichen Pflichten verstoßen hat“, richtet sich — ohne es offen zuzugestehen — deutlich gegen *Lupen-Malmedy*, denn es soll nur die treffen, die nicht durch „*Abstammung*“ Belgier sind, also die früher reichsdeutschen *Lupen-Malmedyer*. Die völkerrechtliche Unhaltbarkeit dieses Ausnahmegesetzes ist in einem Gutachten Werner Gasselblatts, des Leiters des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa, alsbald nachgewiesen worden. Trotzdem hat der belgische Staat gegen vier *Lupen-Malmedyer* das Ausbürgerungsverfahren beantragt. In erster Instanz ist eine Verurteilung erfolgt. Das Verfahren schwebt 3. St. in zweiter Instanz.

Besonderer Art war die Auswirkung des Saarplebiszits im unmittelbar benachbarten *Elfaß-Lothringen*. Dort handelt es sich um eine gleichfalls deutschsprachige Volksgruppe, der in Versailles nicht nur das Selbstbestimmungsrecht verweigert worden ist, sondern sogar jeglicher Schutz ihrer Volkstumsrechte vorent-

halten wurde. Auf eine Aufrollung des internationalen Rechtsproblems, die logisch denkende Franzosen selbst schon im voraus für den Fall eines deutschen Abstimmungsergebnisses an der Saar in den Bereich der Möglichkeit gerückt sahen, hatte das Reich im Interesse des europäischen Friedens verzichtet. Und am Morgen des 15. Januar 1935, im Anschluß an die Verkündung des Saarabstimmungsergebnisses, hat der Führer und Reichskanzler noch einmal feierlich verkündet, daß das Reich „weitere territoriale Ansprüche“ an Frankreich nicht richten werde. Dieser neue deutsche Verzicht auf der Ebene des Staatspolitischen läßt um so deutlicher fühlbar werden, daß die heutige *elfaß-lothringische Frage* volkspolitischer Art ist. Das Ringen geht um die volkshafte Selbstbehauptung der *Elfässer* und *Lothringer* und richtet sich gegen den französischen kulturimperialistischen Anspruch, die „befreiten Brüder und Schwestern“ zwischen Rhein und Mosel auch sprachlich-kulturell zu Vollfranzosen zu machen.

Der Kampf, der in *Elfaß-Lothringen* für die „*Heimatrechte*“ geführt wird, geht mit aller Macht weiter. Er wird mit wachsender Klarheit auch in der wirtschaftlichen Linie geführt. Der Verlust des Saarmarktes, der namentlich die *lothringische Landwirtschaft* mit aller Wucht trifft, hat gelehrt, daß die besonderen Lebensbedingungen der *elfaß-lothringischen Bevölkerung* eine Sonderstellung „im Rahmen Frankreichs“ unerbittlich fordern. Die machtvollen Bauernkundgebungen in Straßburg, Mülhausen, Metz und an vielen andern Orten im ganzen Lande haben in der Zeitspanne zwischen der Saarabstimmung und der Rückgliederung ins Reich den Willen und Anspruch verkündet, nicht auf dem Altar des französischen Zentralismus geopfert zu werden. Zugleich erklang hier die Forderung an Paris, sich von dem unfruchtbaren und milliardenschlingenden „*Sicherheits*“-Wahn frei zu machen und in offener, ehrlicher Aussprache mit dem Reiche zu einer dauerhaften deutsch-französischen Verständigung zu gelangen. An ihr — so wird immer wieder betont — hat gerade die Grenzbevölkerung das allergrößte Interesse.

Die Erhaltung und Pflege der Muttersprache, um die man sich in weiten Kreisen lange Zeit mehr unter dem nüchternen Gesichtspunkt der „*Nützlichkeit*“ als aus kulturellem Selbstbewußtsein zu bemühen schien, wird immer stärker zu einer Frage des wirklichen Volkstumsbekenntnisses. In gewissem Sinne hat auch hier die französische Saarpolitik ungewollt mitgewirkt; hatte diese doch zuletzt — in der Barthouschen Denkschrift an den Völkerbund — den Saardeutschen zugesichert, daß im Falle einer Mehrheit für die Angliederung an Frankreich „die Bewohner des Gebietes ohne Unterschied der Rasse, der Religion oder der Sprache“ völliger Gleichberechtigung mit den andern Staatsbürgern gewiß sein könnten. Schon durch die Wahl der Ausdrücke bedeutete dies ein An-

erkenntnis der Volkstumsrechte für die Saardeutschen durch das gleiche Frankreich, das sie den deutschsprachigen Elsaß-Lothringern nach wie vor verweigert. Die bisher eindrucksvollsten Bekenntnisse zur deutschen Sprache und Kultur wurden zu Beginn dieses Jahres ausgelöst durch einen Elsässer der jüngeren Generation, der in einem französischen Straßburger Wochenblatt den Verzicht auf das Deutsche nicht nur als unausweichlich und nötig erklärte, sondern als bereits geglückte und von den Jungen bejahte Tatsache ausgab. Es wurde hier ganz deutlich, daß solche Vorgänge der „Überfremdung“ die Einheit des Volkes zerstören und in verhängnisvoller Weise einen Keil zwischen die „intellektuelle“ Oberschicht und die breiten Schichten des im Heimatboden wurzelnden Volkes treiben. Die Überheblichkeit des Tones, in dem hier ein Produkt der „Assimilationschule“ herablassend über die in ihrem deutschen Volkstum beharrenden Landsleute zu urteilen wagte, hat auf der heimattreuen Seite um so stärker den Stolz auf die große Vergangenheit des eignen Volkes herausgefordert. „Wir sind kein Negervolk, dem man einen Gefallen tut, indem man ihm sein unverständliches Kauderwelsch durch eine zivilisierte Sprache ersetzt“, rief im März ein elsässischer Jungakademiker im Straßburger katholischen „Elsässer“ aus. „Wir schöpfen seit über tausend Jahren am reichen Born der deutschen Kultur; seit über tausend Jahren schon spricht man bei uns in Stadt und Land eine Kultursprache, die von hundert Millionen Menschen geteilt wird. Wir haben es nicht nötig, uns dieser Vergangenheit zu schämen und diese unsere Sprache wie ein altes schmutziges Hemd fortzuwerfen. Unsere mit der Scholle verwachsene Dorfjugend hat dies instinktiv ganz richtig erfaßt durch ihr energisches Festhalten an der alten Muttersprache. Sie hat außerdem ein Recht, zu verlangen, daß man nicht nur ihren Dialekt ‚duldet‘, wie bisher, sondern daß ihr endlich die klassische Form ihrer Muttersprache, nämlich die deutsche Schriftsprache, gelehrt werde ...“

Wenn die vom Assimilationswahn besessenen Franzosen glauben, bereits gewonnenes Spiel zu haben, so verschließen sie allerdings die Augen vor der Wirklichkeit. Sagt ihnen die Tatsache nichts, daß seit Jahren

die französische Propaganda eigene deutschsprachige Zeitungen unterhalten muß, um überhaupt an das Volk heranzukommen? Wie unterschätzen sie doch die Tiefe der Wurzeln der Muttersprache! Möchten sie doch am Vorbild der nachbarlichen Schweiz — der man gern auf Banketten die Gleichheit des Empfindens in Fragen der Zivilisation versichert — lernen, daß die Achtung vor dem Volkstum oberstes Gesetz sein muß. Und wie zäh Volkstum und Sprache miteinander verwachsen sind, wie sie sich Generationen hindurch auch unter ungünstigsten Verhältnissen zu erhalten vermögen, könnte die französische Nation in einem andern Nachbarstaat erfahren, in Belgien, wo nicht nur die Vlamen die Gleichberechtigung ihrer Sprache zurückerkämpft haben, sondern wo auch die kleine Gruppe des altbelgischen *Deutsch-tums* ihr Lebensrecht wieder stärker betont. Es ist ein Zeichen für die Lebenskraft des Volkstums, daß auch hier wieder das Bewußtsein zum Durchbruch gekommen ist, daß Verzicht auf die Muttersprache unweigerlich zum Untergang führt. Zur gleichen Zeit etwa, da im Elsaß die Liebe und Anhänglichkeit zur deutschen Sprache erhebenden Ausdruck fand, wurde von einer Kundgebung des „Bundes der Deutschbelgier“ berichtet, — der nicht etwa Eupen-Malmedy erfaßt, sondern die deutschsprachigen Gebiete des Vorkriegsbelgiens! — worin gegenüber der belgischen Verwelschungsschule geklagt wurde, sie erziehe die Kinder zu „Maulefeln“. Die Sprache sei eine göttliche Gabe; wer die Sprache eines Volkes unterdrücken wolle, versündige sich. Ein Volk, das seine Sprache verliere, könne sich nicht selbst behaupten. Leitsprache des Unterrichts könne nur die deutsche Sprache sein. Wahr sei und bleibe, daß jeder, der seine Muttersprache gründlich beherrsche, dem überlegen sei, der eine Fremdsprache radebreche.

Unser Führer und Reichskanzler hat schon bald nach der Machtübernahme die Treue zum Volkstum und die Achtung vor fremdem Volkstum als Richtlinien des Zusammenlebens der Völker verkündet. Um die Durchsetzung der gleichen Grundsätze, die eine Abkehr vom Irrglauben der Assimilation fordert, geht es heute gerade auch im Westen, wo jakobinische Unduldsamkeit noch immer die Geister beherrscht.

## Kleindeutsche – Großdeutsche Sprachbetrachtung.

– Besinnungen zu einem Buch. – Von Georg Schmidt-Rohr.

„Das Alphorn hört' ich wohl anstimmen,  
Ins Vaterland mußst' ich hinüberschwimmen.“

**B**u Straßburg auf der Schanz läßt das Lied einen Soldaten seinen Fahneneid vergessen, als der heimatlische Klang des Alphorns mit unwiderstehlicher Gewalt das Heimweh weckt. In diesem Liede offenbart sich eine tiefe Kenntnis der Menschenseele, zeigt sich das nachverstehende Wissen darum,

wie die Welt der Klänge die Schwebungen des Gemütslebens in sich einzufangen weiß, wie gerade der Stimmungsgehalt einer Landschaft, das seelische Verbundenheitsgefühl mit einer Landschaft in Klänge gebannt sein kann. Wer überhaupt mit wachen Sinnen deutsche Landschaft durchwanderte und deutsche Lieder sang, dem werden bei bestimmten Liedern Erinnerungen an Stunden kommen, in denen dieses Lied an einem

bestimmten Abend an einem bestimmten Ort erklang. Es wird mit einer merkwürdigen Gefühlslebendigkeit die Stunde vor seiner Seele auferstehen, da jenes Lied einen Einklang schuf zwischen einer übersinnlichen seelischen Welt, die nur in Stunden der Gnade dem frommen Erahnen offensteht, und der sinnhaften wirklichen Welt, in der jene Burgruine gerade vom letzten Schimmer der Abendröte überglüht wurde.

Während es ein nicht seltenes Erlebnis ist, wie die Musik, wie der Klang eines Liedes eine Landschaft und unsere seelische Verbindung zu ihr in sich hineinsaugt, ist das Wissen darum, wie eine andere Welt von Klängen, wie die Sprache unmittelbar mit der Landschaft verwachsen ist, meist nur wenig deutlich entwickelt. Und doch sind die Bande, die zwischen beidem bestehen, noch enger und sehr viel bedeutender. Wenn die Sprache aus einem tierischen Wesen erst einen Menschen macht, so schafft eine bestimmte geartete Sprache einen Menschen bestimmter Artung, und Menschen bestimmter landschaftlicher Art schaffen eine bestimmte Sprache. Die Sprache „entspricht“ nicht nur der seelischen Artung der Landschaft und der Menschen, die sich in ihr äußern, die Sprache ist diese seelische Artung selbst. Die Begriffswelt ist Sprachwelt, wie Sprachwelt Begriffswelt ist, beides ist gar nicht auseinanderzulösen.

Eine Zeit, die Volkstum und Heimat in ganz neuer Weise entdeckte, als Gnade und als Sendung, als Erbe und als Aufgabe, als Besitz aus Vergangenheit und als Kraft für die Zukunft, mußte auch die Verbundenheit von Volk und Sprache, von Landschaft und Mundart mit einer neuen Deutlichkeit erkennen. Ein eindrucksvolles Beispiel solcher Zusammenschau liegt vor in dem prächtigen Buch von Friedrich Karl Roedemeyer „Sprache deutscher Landschaft“ (in den „Blauen Büchern“ des Verlages K. K. Langewiesche). Der Verlag sagt mit Recht von diesem Buch: „Eine Lebensarbeit hat Friedrich Karl Roedemeyer daran gewandt, durch zahlreiche Studien in ständiger Fühlung mit vielen Dichtern, auf weiten Wanderungen und Reisen die schicksalhafte Verbundenheit von Landschaft, Volk und Sprache in ihrer Tiefe aufzuspüren und zu erfahren. In diesem Buche führt er zu einer überraschenden Zusammenschau aller mannigfaltigen Erscheinungen im Lebensraum unseres Volkes.“

Die ganze Fülle deutschen Lebens und deutschen Landes (gegliedert in 22 Landschaften) tut sich auf: aus dem Bild der Landschaft und dem Gesicht des Menschen, aus dem Bilde ihrer Häuser und Räume, aus dem Klang ihrer Sprache, in der Geschichte, Brauch, Dichtung und Lied verkündet wird. Wort und Bild stehen nicht zufällig nebeneinander, sind vielmehr in mühsamer Arbeit zur Einheit eines wahren Volksbuches gestaltet worden.“

Die Aufgabe, an der sich Roedemeyer hier versucht, hat mich selbst vielfach auf das Lebhafteste gereizt. Mit dem Ehrgeiz, mich auch nicht einen Kilometer von der Achse tragen zu lassen, habe ich Deutschland zu Fuß durchwandert, von der polnischen Grenze bis nach Laon in Frankreich. Dieses Netz meiner Wanderungen, die ein nicht durch Eisenbahnfahrten unterbrochenes Ganzes bilden, hat als andere Außenpunkte

noch die Städte Nürnberg, Hamburg, Greifswald, Krakau. Überdies habe ich mir viele andere Wandergebiete mit Hilfe der Bahn erschlossen, ich bin fast alle deutschen Ströme mit dem Faltboot hinabgefahren. Auf diesen Wanderungen habe ich immer und grundsätzlich in der Scheune des Bauern geschlafen, schon um die Landschaft mit ihrem Menschen wirklich zu erleben, im unmittelbaren Umgang mit den Bauern und Tagelöhnern und Handwerkern und Holzknechten. Wie manches Gespräch habe ich geführt, während ich auf dem Herd der Bäuerin die Morgensuppe für uns Wanderer anrührte. Wie oft saßen wir in der niedrigen Stube mit den Bauern zusammen, zur Zupfgeige singend, gebend und nehmend aus dem Born deutschen Volksliedes. Und in den Skizzenheften und Tagebüchern, da ist hier und da eine Redensart, ein Wort, ein mundartliches Wort der Bauern in phonetischer Umschrift eingeschrieben mit dem Versuch, die Klangschattierungen genau zu erfassen. Es ist nun eigentümlich, wie mit der Sprache wieder die Menschen in der Erinnerung wiedererstehen, besser noch als durch alle Photographien und alle Postkarten, die in den vergilbenden Heften liegen.

Wer selbst sich so Sprache deutscher Landschaft erlebt hat, der muß die allerherzlichste Freude haben über die Gabe Roedemeyers — wenngleich er manches anders sieht, anders erlebt hat. Aber dies ist ja gar nicht der Wert dieses Buches, daß es eine vollständige wissenschaftliche Bestandsaufnahme darstellt, daß wir bestimmte Landschaften nun etwa eindeutig genau kennen lernen. Der Wert des Buches liegt vielmehr darin, daß es überhaupt Charakterzüge sehen lehrt und hören lehrt, und Hören und Sehen einheitlich miteinander verbinden im sinnlich-unsinnlichen, leiblich-geistigen Bild einer Landschaft.

Bei allem Verständnis und aller inneren Aufgeschlossenheit für diese Art der Sprachbetrachtung, die wir die Kleindeutsche nennen möchten, müssen wir aber nachdrücklich genug darauf hinweisen, daß unser Geschlecht heute noch eine andere Art des Sehens der Beziehungen zwischen Volk und Sprache nötig hat: die großdeutsche. Wir müssen das eine tun und das andere nicht lassen. Wir müssen die Mundarten und Stämme mit neuer Liebe sehen — wie sie uns etwa auch J. Adler und A. Zübner lehren, und besonders empfehlenswert das kleine Heftchen von Alfred Bergeler „Heimatsprache“ aus der Schriftenreihe „Deutsches Volksgut“ herausgegeben vom Reichsbund Volkstum und Heimat — wir müssen aber auch die Hochsprache in ihrer volkspolitischen Bedeutsamkeit in ganz neuer Weise verstehen und heiligen lernen. (Hier hilft besonders das schöne Buch von E. Geisler „Erziehung zur Hochsprache“, Verlag Niemeyer, Halle.) Wir müssen den engeren Bereich, die Heimat, die Mundart, den Stamm in ihrer Sonderartung liebevoll umfassen. Wir müssen aber überdies den weiteren Bereich, das Vaterland, die Sprache, das Volk auch in ihrer Gegensätzlichkeit zu Heimat, Mundart, Stamm klar erfassen, wenn wir den deutschen Aufgaben dieser Stunde voll genügen sollen. Unsere deutsche Sprache in der Form, wie sie die Vielheit der deutschen Stämme und Mundarten zur Gesamtheit und Einheit des Volkes zusammenschließt,

wie sie die vielartigen Heimaten in den Alpen und am Ostseestrand überlagert durch ein gemeinsames, geistiges Vaterland, das zugleich ein räumlicher Mutterboden ist, muß heute in ganz besonderem Maße Gegenstand nationaler Sorge und Betreuung sein. Denn die wahrhaft ernste, das Volkstum selbst in Frage stellende Bedrohung unseres Volkes ist die Sprachbedrohung. Das Volkstum draußen empfindet seine völkische Not als Minderheit, umschlossen von fremdem Volkstum gewiß am unmittelbarsten als Gefährdung seiner wirtschaftlichen Selbstbehauptung, als Zwang unter fremdartiges Recht, fremdartiges Gesetz. Das Ziel alles Volkskampfes, die Ebene, auf der die wahrhaft wesentlichen Entscheidungen fallen, zu welchem Volkstum eine Bevölkerung gehört, ist aber die Sprache. Eine gleichbleibende Bevölkerung kann ihre Sprache wandeln, und sie verliert damit die Bindungen an den Kulturkreis des Mutterlandes. Das ist bitterste deutsche Not dieser Stunde. In vielen Außengebieten gleiten die Kinder deutscher Eltern in ein anderes Sprachentum entweder unmerklich hinüber oder sie werden unter härtestem Zwang in ein Fremdtum hineinvergewaltigt.

Eine ganz besondere Bedrohung vieler unserer deutschen Grenzgebiete besteht darin, daß infolge einer nur Kleindeutschen Schauweise auf Sprache das Wesen und die Artung der Volkstumsgefährdung gar nicht richtig erkannt werden. Man sieht nicht, wie die Vaterländer mit Notwendigkeit stärker und gewaltiger sind als die Heimaten, die Sprachen lebendiger, tiefer und kräftiger als die Mundarten, die Völker von anderer Wesensordnung und Rangordnung als die Stämme. Man erkennt nicht und anerkennt nicht die nationalen Pflichten, die einerseits der engere Bereich fordert, andererseits der weitere. Die Schweizer vergessen um eines Staatstums und eines Stammestums willen ihre Zugehörigkeit zum großen deutschen Volkstum. Mehr als das, sie vergessen es nicht nur, sie verleugnen es oft. Auslandsdeutsche Not wird von diesem Stamm des deutschen Volkes nicht als Not von Volksbrüdern empfunden. Ja, es gibt Schweizer Staatsbürger, Glieder des alemannischen deutschen Stammes, die wie von der Tarantel gestochen aufschrecken, wenn man sie mit dem Namen ihres Volkes benennt, wenn man von ihnen als von „Deutschen“ spricht.

Die Elsässer werden erst im vollen Sinn zu „Deutschen in Frankreich“, wenn die Sprache Luthers, Schillers und Goethes, Kants, Bismarcks, Hitlers auf der Ebene des Gemütes zu ihnen spricht. Wo das Elsässer Dötsch nur im Familienkreis gesprochen wird, wo das französische aber die Sprache ist, in der man von nationaler Gemeinschaft, von Ehre und Freiheit und geschichtlicher Sendung spricht, da werden die Elsässer im politischen Sinne zu Franzosen, zu guten Franzosen. Es werden ja auch Wenden ganz ohne Einschränkung und im vollen Sinne Deutsche. Dieser Vergleich stimmt freilich hier nicht ganz, was wir wohl beachten müssen: Es gibt gar keine aus der wendischen Mundart entwickelte wendische Hochsprache, keine wahrhaft eigenständige Schriftform dieser Mundart. Das Wendische blieb überlagert von der hochdeutschen Schriftsprache und erhöhte sich aus ihr. Der Wende wächst in ihr aus der dörflichen Enge der

Mundart hinaus und in eine Hochform abendländischen Denkens hinein, in das Deutschtum, in aller Selbstverständlichkeit und ohne Beklemmungen. Das Elsässische hingegen besitzt eine Hochform seiner Mundart im Range einer wirklichen Hochsprache. Das Elsässische ist dem Deutschen organisch zugeordnet und nicht dem Französischen. Es steht in unmittelbarster Lebensverbindung mit der ihm auch sprachgeschichtlich, kulturgeschichtlich, gesinnungsgeschichtlich zugeordneten deutschen Hochsprache.

Wo die sich daraus ergebenden Pflichten nicht erkannt werden, da hat man über dem Kleindeutschen das großdeutsche Denken vergessen.

Die großdeutsche Schauweise auf Sprache, deren wir heute bedürfen, hat den Sprachenkampf im Völkerleben zu sehen. Sie sieht das Deutsche im Wettbewerb mit anderen Sprachen, sie erkennt das an Sprache gebundene deutsche Schicksal in seinem Widerstreit mit den anderen Sprachen, mit den „Völkern“, die Bevölkerung des auch von Deutschen bewohnten Erdraumes, vor allem Mitteleuropas, sind.

Welche unendliche Fülle von Aufgaben im Hinblick auf Sprache hier der Wissenschaft und der werbenden nationalen Gewissensmahnung gestellt wird, kann gar nicht in kurzen Worten angedeutet werden. Als Meisterleistung auf diesem Gebiet, das die Wissenschaft eben erst zu erschließen beginnt, darf das Buch von Walter Kuhn, Deutsche Sprachinselforschung, genannt werden. (Verlag Günther Wolff, Plauen.) Die allgemeinen Probleme wurden vor allem von L. Weisgerber, Max Hildebert Boehm und mir selbst gefördert. — Das in den vordersten Gräben des Volkstumskampfes unmittelbar im Volkstum selbst bedrohte Deutschtum ist wesentlich bedroht auf der Ebene der Sprache. Die Glieder des Volkes, die hier unserem deutschen Volk verloren gehen, bleiben Bevölkerungsteil ihres Erdraumes, aber sie kommen einem anderen Volk zugute, sie gehen in ein anderes Volkstum über, indem sie eine andere Sprache annehmen.

Die Tatsache, daß es hier wesentlich um Sprache geht, bleibt in einer eigentümlichen Blindheit nicht nur dem Kernvolk verborgen, auch die bedrohten Volksgruppen selbst, denen die sprachliche Verührung mit einem anderen Volkstum zu einer alltäglichen Gewohnheit wurde, werden oft genug blind und stumpf gegenüber der Gebundenheit des Volkstums in Sprache. Dieses Sehen bringt allzuharte Verpflichtung, allzuschwere Opfer im Daseinskampf der Familie, so daß man nicht den Mut aufbringt, die ganze Tiefe des Lebensverhältnisses zwischen Volk und Sprache voll anzuerkennen, so sehr es in Stunden aufrichtigen Augenöffnens offenbar ist, daß sein Volkstum verleugnet, wer seine Sprache verleugnet.

In dem Ringen um nationale Neubestimmung muß nun zunächst die Sprache neben den anderen Mächten der Volkwerdung in gerechter Weise gewürdigt werden im Sinne Herders, Humboldts, Fichtes, Arnolds, Jahns. Diese deutschen Seher waren schon einmal die Wegbahner, die aus dem staatlich zerrissenen Deutschland zur vorläufigen Lösung der deutschen Frage im Bismarckreich führten. Die endgültige Lösung dieser Frage im Dritten Reich, durch das Dritte Reich, bedarf vor allem auch einer großdeutschen Schauweise auf Sprache.

Das „Großdeutschland auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker“, das im ersten Punkt des Parteiprogramms gefordert wird, bedeutet die Forderung eines deutschen „Reiches“, das es gewährleistet, daß die Deutschen nicht mehr vogelfrei auf Erden sind, daß niemand mehr wagen darf, den Deutschen ihre Namen und ihre Sprache zu rauben.

Neben dieser großdeutschen Schauweise hat auch die Kleindeutsche ihr Recht. Wenn es sich darum handelt, Vorfäterbräuche und Sitten in deutschen Landschaften zu erhalten, ein bodenständiges, selbstbewusstes Bauern- tum mit Freude am Kinderreichtum zu pflegen, dann

gibt es gar kein Mittel, das in seiner Wirkungskraft auch nur annähernd so tief reicht, so unmittelbar die Seele erfaßt, wie die Pflege und die Achtung der Mundart. Wichtiger aber noch und notwendiger als diese Kleindeutsche Sprachbetrachtung ist in dieser Weltstunde die großdeutsche, in der es unmittelbar darum geht, den deutschen Volksboden vor der Zernagung und Zerstörung durch fremde Völker, vor allem in den Außeninseln, zu schützen.

Bemerkung der Schriftleitung: Zur Stellung Schmidt- Kohrs in der neuen Sprachforschung vgl. Theodor Steche: Volkstum, Rasse und Sprache, „Badische Schule“, Jahrgang 1, Folge 12, S. 288 ff.

## Memelländisches Haff- und Fischerlied.

Wo de Haffes Welle trecke an den Strand,  
wo de Elch un Kronkes aller Welt bekannt,  
wo de Möwe schree grell im Stormgebrus,  
doa is miene Heimat, doa bin eck tohus.

Well un Woge sunge mit dat Weegelied,  
un am Haff verlewt eck miene Kindertied,  
un dat Haff erweckt in mi so'n grot Begehr,  
in de Welt to flege, äwer Haff un Meer.

Un mi ward vom Lewe dat Verlang' gestöllt,  
ward mi allet gäwen, wat dat Herz erföllt,  
is ock dat geschwunde, wat mi quält und drem,  
hew de Ruh nich funde, denn die Sehnsuch blew.

Sehnsucht noa dat kleene koable Fescherland,  
wo de Elch un Kronkes aller Welt bekannt,  
wo de Möwkes schree grell im Stormgebrus -  
doa is miene Heimat - doa bin eck tohus.

# Vom Grundgesetz der Erhaltung deutschen Volkstums in Siebenbürgen. Von Dr. Csaki.

Das Los einer Volksminderheit bedeutet unter allen Umständen Verteidigungs- und Erhaltungskampf mit mehr oder weniger Aussicht auf Erfolg. Unabwendbare Tragik aber liegt über jeder ausgesprochenen Schicksalsminderheit. Sie lebt im Außenraum, der nirgends an den geschlossenen Boden des Binnenvolkstums reicht, ihre Entwicklung heißt, sich friedlich auseinanderzusetzen und doch um jedes kleine Stückchen materiellen und geistigen Volksbesitzes ringen müssen. Jede äußere Macht und jede Hoffnung fehlt, einmal in den politisch-staatlichen Hoheitsbereich des Mutterlandes zu kommen. Das wird zu einem tragischen, immer bewußt bleibenden Dauerzustand, das verleiht aber gleichzeitig auch ein inneres Gleichgewicht; das Empfinden der harten Notwendigkeit, sich mit dem Minderheitenschicksal abfinden zu müssen, vereinigt alle Kräfte auf die Geschlossenheit nach innen und lenkt den Blickpunkt auf die Möglichkeiten der Volkwerdung, die der Gemeinschaft unter den gegebenen Tatsachen noch offen bleiben.

Im Sinne solcher Tragik und solcher Ausschöpfung völkischer Kraftquellen sind die Siebenbürger Sachsen die klassische Schicksalsminderheit. Sie haben von jenem Zeitpunkt an, wo sie von den ungarischen Königen „ad retinendam coronam“ (zum Schutze der Krone) in die Wildnis gerufen wurden, die den Okzident vom Orient schied, also von der Mitte des 12. Jahrhunderts an bis auf den heutigen Tag in dem stolzen und doch oft so bange Bewußtsein gelebt, auf sich selbst gestellt zu sein. Sie haben in ihrer Geschichte erlebt, was heute zu klaren Grundbegriffen kämpferischer Volksgruppen geworden ist. Im Tatarensturm und in den Jahrhunderten der Türkenkriege haben sie es bis zur bitteren Reize des Kelches erfahren, daß ein abgetrennter Volksteil nicht nur Minderheit an und für sich ist, sondern bei jedem größeren geschichtlichen Umbruch Minderung erduldet — Minderung an Volkszahl, Minderung am Volksbesitz, Minderung am Kulturgut. Es könnte der Gedanke jeden Lebenswillen lähmen, daß man im großen und ganzen eigentlich nur der verlierende Teil in der allgemeinen Entwicklung ist, daß das jüngere, zahlenmäßig stärkere Volk aus dem Geschehen den Gewinn zieht, daß trotz aller Aufbauarbeit zwangsläufig doch immer wieder etwas an der einen Stelle abbröckelt, wo man an der anderen eben noch die Mauer mühsam wieder gestützt hat ...

Und dennoch leben die Siebenbürger Sachsen auch heute noch, nach achthundertjährigem Volkskampf im Völkermeer, das sie umbrandet, — ein Häuflein von 230 000 Menschen, also kaum soviel, wie zusammen eine mittlere Stadt in Deutschland Seelen zählt. Welches sind die schöpferischen Kräfte, die bei äußerer

Ohnmacht und zahlenmäßiger Unterlegenheit die Siebenbürger Sachsen doch zu einem kulturell bestimmenden, wirtschaftlich wichtigen Faktor ihres Heimatlandes und zu einer volkspolitisch richtunggebenden Volksgruppe der gesamtdeutschen Gemeinschaft werden ließen?

Sie haben von jeher den gesunden Instinkt für den richtigen Abstand zu ihrer Umwelt gepflegt: Sie haben eine tiefe Verwurzelung mit dem Boden der neuen Heimat gefunden. Wohl kaum irgendwo im Kolonistenlande hat die deutsche Minderheit durch ihre wirtschaftliche Kultur, durch ihre Architektur (bäuerliche Kirchenburgen, gotische Stadtbilder) dem gesamten Gebiet, ja dem Charakter der Landschaft so sehr den Stempel ihres Wesens aufgeprägt, wie in Siebenbürgen. Die Sachsen sind mit schöpferisch geworden an der Kultur der sie umgebenden Rumänen und Magyaren, wahrhafte Lehrmeister dieser Völker. Sie haben sich also mit ihrem ganzen Wesen dem Lande verschrieben, in dem sie vollwertiges Bürgerrecht auch durch ihre Leistung erwarben. Und dennoch wahrten sie den Abstand! Das ist ja für den Angehörigen des Binnenvolkes oft das größte Rätsel am Dasein des Streu- und Auslandsdeutschen, daß bei aller Verflochtenheit der Auslandsdeutschen mit den fremden Völkern seiner Umgebung im wirtschaftlichen und kulturellen Leben, bei aller Ausstrahlung deutschen Wesens doch eine seelische Schranke zwischen Volkstum und Volkstum aufgerichtet ist, die nie durchbrochen werden darf, soll sich die Minderheit der Mehrheit gegenüber behaupten. Wer in das siebenbürgisch-sächsischen Dorf tritt, wird an allen Lebensäußerungen dieser deutschen Menschen, die überall in derselben Gemeinde mit Volksfremden zusammenwohnen, erkennen, wie sie in friedlichem Alltag ein Auskommen mit den anderen finden und dennoch in ihrer eigenen Volkstracht, in Glaube und Brauchtum, in Kirche und Schule, in Gemeinschaftsformen jeder Art ihr bewußt eigenständiges Leben führen, in dem noch ein Urbild Deutschlands aus der Periode ihrer Auswanderung treu gehütet wird. Die Siebenbürger Sachsen haben das Grundgesetz der Bewahrung des Volkstums auslanddeutscher Schicksalsminderheit unter Beweis gestellt: Nur wenn sie sich als das erhält, was sie ist, nämlich eine deutschbewußte Gemeinschaft, kann die auslanddeutsche Volksgruppe ihrer Bestimmung gerecht werden. Sie dient dadurch nicht nur sich selbst und dem Ansehen des deutschen Mutterlandes am besten, sondern auch den Nationen ihrer Umwelt, vor allem dem staatsführenden Volke des Landes, in dem sie lebt. Das Wort vom „Kulturdünger“, zu dem der Deutsche wird, wenn er in fremdem Lande sein Volkstum aufgibt, ist sehr unangebracht. Denn der kulturell überlegene, aber zahlen-

mäßig geringere Teil der Bevölkerung eines Gebietes befördert durch seine Entnationalisierung und sein Aufgehen im Volkstum der Mehrheit durchaus nicht die allgemeine Kulturstufe. Im Gegenteil, er sinkt herab und taucht spurlos unter. Die Verbindung aber, die er als naturgebener, weil deutschredender Vermittler mit dem Kernlande Deutschland unterhält und durch die er auch den umwohnenden Völkern die Fortschritte der Wirtschaft und des Geisteslebens in Mitteleuropa nahebrachte, geht zwangsläufig verloren. Der Kulturzusammenhang stockt, sobald es keine deutsche Volksgruppe mehr gibt.

So kämpfen die Siebenbürger Sachsen seit langer Zeit mit geistigen Waffen im politischen Kampf ihres Landes um die Anerkennung und Einsicht der führenden Politiker und Staatsmänner, daß die deutschen Minderheiten in den Staaten Osteuropas nicht als „Fremdkörper“ nur „geduldet“, sondern von den Staatsvölkern freudig anerkannt werden sollen als Elemente des Aufbaus, als Kulturvermittler und als natürliche Wegbereiter einer friedlichen und für diese Völker bestimmt nur fruchtbaren Wechselwirkung mit Deutschland!

## Heinrich Zillich Die Zinnenschlacht.

Eine Geschichte aus der Vorkriegszeit Siebenbürgens.

Die Oberburggässer Buben in Kronstadt hatten einen besonderen Ruf. Über der Weberbaſtei auf dem steilen Gang, oberhalb des höheren Burgwegs lag ihr heimliches Wigwam, die „Kalipp“, wie sie das Sträucherwerk nannten. Wer es betreten durfte, war aufgenommen in den Bund und erhielt Bogen, Pfeil und Blasrohr. Luz trat eines Oktobertages mit all diesen Waffen in Großmutter's Küche. Sie schlug die Hände zusammen. Nun ſing ja der alte Jammer wieder an: „Mußt du mit diesen schlimmen Buben spielen, auch du?“ fragte sie entrüstet und dachte daran, daß es mit den Burggässer Laufnern kein Ende nehme. So weit sie ſich erinnern konnte, immer gab es in ihrer Familie einige von den Bengeln. Kein Mensch war vor ihnen ſicher. Schon ihren Vater, den Tischlermeister Ziegler in der Angergaſſe, hatten die Burggässer Rangen mit ihren Blasrohren zum Kafes gebracht, wenn ſie ihm Reiskörner in den Leim geſchoſſen. Niemals konnte man ſie fangen. Den Hilfeſuchenden ihres toten Bruders, der Zahnarzt gewesen, waren im Behandlungsſtuhle die weißen Geſchoſſe durchs offene Fenſter in den Mund geſlogen. Ihr ſelbſt hatte Edgar von nebenan — das war auch ſchon viele Jahre her — Hirſe in die Geburtstags-torten fliegen laſſen. Da half nichts! Die blieben durch die Jahrhunderte, die Buben von der Weberbaſtei und Hohen Erde!

„Hirſe willſt du? Luz, Luz, aus dir wird nichts werden! Ich ſehe dich ſchon im Zuchthaus! Hirſe? Na, komm her.“ Sie öffnete ein Lädchen, nahm eine Handvoll heraus. „Genügt das?“

Großvater begutachtete das Blasrohr. Er drehte es hin und her und ſchimpfte: „Ach, ihr ſeid mir auch ſchöne Hoſentrompeter! So ein Blasrohr! Das Loch iſt doch viel zu weit.“ Er holte Ahle und Draht,

nahm Luz mit ſich und wählte mit ihm im Zinnwald ein gerades dünnes Aſtſtäbchen. Einen halben Nachmittag bohrten ſie daran herum. Mehrmals bekam Luz einen Klaps auf die Finger, weil er ungeduldig zuſaſte. „Was weiſt denn du von einem Blasrohr!“ Luz erduldet Göllequalen, bis Großvater mit ſeiner kniſſigen Sorgfalt die Arbeit fertig hatte. „Und ſorg mir auf das Rohr!“ Gewiß, nur her damit!

Der Führer der Bande hieß Hans Lörkes und trug den berühmten Trappernamen Tſchiga. Tſchiga war vierzehn Jahre alt, die Augen ſtanden ihm etwas überquer im Geſicht, ſeine Stimme wurde dunkel und um die Naſe begannen ihm ſchon die Jünglingsſinnen aufzublühen. Er kam nur ſelten in die Kalipp. Er hatte ja eine Liebſte, der er ſich widmen mußte. Niemand wußte, wer ſie war. Tſchiga hatte Herrn Traugott Jammer auf die Schuhe geſpuckt, „um ihm Lackſpizen zu ſchenken“, erklärte er. Tſchiga fürchtete nicht Tod noch Teufel. Er verteilte „Nüſſe“, ſobald er kam. „Nüſſe“ taten weh, und Tſchiga konnte die dickſten geben, wenn er den Knöchel des Daumens auf den glattgeſchorenen Köpfen der Jungen drehte. Vor Tſchiga durfte man nicht greinen. Tſchiga — es war beiſpielloſ! — öffnete ein Brett über dem Bach, der durch die Burggaſſe wohlüberdielt floß, öffnete es und legte ſich auf den Bauch, ſtreckte die Hand in den hirniefelnden Abſud hinein, wartete und ſuchte und rief plötzlich: „Ich hab ihn, den Katz!“ und hob eine lebendige dicke Katze heraus, ſchrie wie die Trokeſen mit raſchen Schlägen der Linken auf den Mund ein teilendes I und ſauſte hinter ſeinen Getreuen her, die Reißaus nahmen, die ganze Burggaſſe hinab und quer über den Kozenmarkt in die Hirſchergaſſe. Jedermann blieb ſtehen. Alte Herren warfen den Stoß hinter

ihm her. Diesen Tschiga kannte man wie die schlechten Kreuzer, diesen Sohn eines Anstreichers, der, wie Großvater sagte, noch immer nichts Rechtes geworden sei. Er soff wie ein Mäher und führte gehässige Redensarten im Mund gegen das Presbyterium und den Magistrat. Sogar bei Versammlungen der Sozialisten hatte man ihn gesehen, einen Sachsen zwischen ungarischen Arbeitern!

Aber Tschiga spürte keine Vorliebe für die Ungarn und die Sozialisten. Er hatte in Karl-May-Büchern gelesen, daß die Deutschen die tapfersten Männer seien, und nun mochten Ungarn und Rumänen kommen. „Ich schmeiße sie so hoch, daß sie in der Luft verhungern!“ sagte er. Die Buben mußten ihm mit der Faust auf die Oberarmmuskeln schlagen, damit sie dick anschwellen. Tschiga ließ keinem ungarischen Schüler die Mütze auf dem Kopf. Schwupps, drunten war sie. Er drehte sich im Weitergehen nicht einmal nach dem Gefoppten um. Keiner wagte sich an ihn heran. Aber nun verdichtete sich das Gerücht, daß die Ungarn aus der Schwarzgasse und Spitalsgasse, verstärkt durch einige aus der Blumenau, zu einem Feldzug gegen die Burggässer rüsteten. Rumänische Jungen, die in die ungarische Schule gingen, hatten es Tschiga mitgeteilt. Es war rumänische Ehrenpflicht, die Sachsen zu warnen, wenn die Ungarn etwas planten und umgekehrt. „Sie haben Messer“, meldete man, „und einen Revolver!“

„Laß sie kommen!“ sagte Tschiga.

„Sie haben Schleudern!“ meldete man.

„Laß sie kommen!“

Zwischen den Buchen bemerkten die Burggässer seit einigen Tagen einen Späher. Es gelang ihnen nicht, ihn dingfest zu machen. Ehe sie den Gang emporkeuchten, verschwand er spurlos. Tschiga verhandelte mit Buz Kleverkaus, dem Führer der Neugässer; der sicherte Unterstützung zu gegen die Abtretung von hundert Kugeln und zehn Lämmerglasskugeln, aber es mußten ganz fehlerfreie sein, echte „Itsch“. Tschiga ging hinauf in die Obere Vorstadt und schloß mit Voicu Stupu, dem Führer der rumänischen Jungen aus dem Ciocrac und der Schützenhausgasse, Frieden, bis er seinen Krieg mit den Ungarn beendet habe. Dann entwarf er den Schlachtplan. Kleine Jungen wie Lutz durften nicht ins offene Gefecht. Sie mußten Melbegänger sein, zu Kleverkaus und zu Stupu für den Fall, daß die Schlacht von den Burggässern allein nicht gewonnen werden konnte. Außerdem erhielten die Waisenhausgässer Nachricht und waren sofort bereit, mitzutun, und schließlich meldeten sich alle kleineren Buben aus dem Alumnat einschließlich der Tertianer zur Hilfe. Tschiga winkte ab. Er wollte das Treffen zuerst allein wagen. Sollten aber die Ungarn Lehrjungen und große Burschen mitbringen, dann müsse das ganze Gymnasium und die Realschule aufgeputzt werden und nötigenfalls das rumänische Gymnasium — „und dann machen wir Hackfleisch aus ihnen. Dann möchte ich nicht der Sohn ihrer Mütter sein!“

Vor den Weinleseferien kam sichere Nachricht, daß die Ungarn den Angriff auf Sonnabend angesetzt hatten. Sie waren entschlossen, die Kalipp zu erstürmen und zu vernichten. Die Bank darin sollte verbrannt,

Pfeile und Schilde erbeutet, vor allem Tschiga verprügelt werden. „Laß sie kommen!“ sagte Tschiga. Lutz wurde am Tage der Schlacht zum Wasserspeicher beordert, dessen Dach in den Zinnenhang verlief. „Du hast hier zu stehen und zu melden, wenn sie herankommen!“ Drei größere Knaben sicherten den Oberen Burgweg. Beim Schützenhaus stand Deinhart auf Wache, Pippin auf der Hohen Erde, Gaan war Verbindungsmann für Kleverkaus. Lutz schlug das Herz etwas schwer, als er allein auf dem Grasdach des Wasserspeichers stand. Er vermochte die Stadt zu seinen Füßen durch einen Freischlag im Walde zu überblicken, die rotbraunen Dächer und die ragende Kirche. Er sah den Schloßberg mit der Festung aus der Häuserflut steigen und weit draußen die Bartholomäerkirche am Rande der Stadt und der Hochebene, durch die der weiße Strich der Landstraße dahinzog bis zur Zuckerfabrik. Lutz blickte nur manchmal in die seligblaue ferne der Heimat; hier war er Vorposten, hier galt es Ehre zu wahren. Er beobachtete den breiten Promenadenweg, wo Spaziergänger gingen, wo auf Bänken kleine Gruppen rumänischer Gymnasiasten saßen, aus ihren Büchern murmelnd und friedlich lernten. Dann hob er die Augen und durchforstete den Waldweg und den steilen Zinnenhang. Er sah nichts. Nach einer Zeit, als Aufmerksamkeit und Bangen erloschen, merkte er bei den rumänischen Schülern eine Erregung. Sie riefen sich allerlei zu. Lutz beugte sich vor und sah die Feinde von weitem nahen. Sie kamen ganz offen über die Promenade, ehrlich kamen sie, ohne Schusterlehrbuben und Drehbankgehilfen; sie trugen die blauen Mützen des katholischen Gymnasiums und die olivgrünen der Staatsrealschüler.

„Gebt ihnen!“ schrien die Rumänen, als Lutz seinen Irokesenruf erklingen ließ, der wie ein Blitzschlag in ihren Frieden einschlug. Sie klappten die Bücher zu und sahen, wie Lutz vom Dach des Speichers fortlief, Meldung zu erstatten. Sie ließen die Ungarn schweigend vorüberziehen und schlenderten als Schlachtenbummler hindendrein.

Die Ungarn stiegen die Erdstufen zum Dach des Speichers hinauf, bogen in den Oberen Burgweg ein und gingen mutig der Kalipp entgegen. Tschiga hatte seine erste Kampfreihe auf den Weg gestellt, in den Büschen am Gang knieten mehrere seiner Krieger und deckten im Halbkreis die Sträucherburg. Die Ungarn nahen in dichtem Rudel, drei Duzend stark, und blieben auf Armlänge vor den Wegwachen stehen. Nun wäre es wohl Zeit gewesen, daß ihr Anführer einige Flüche hinaufgerufen hätte, aber sie hatten anscheinend keinen guten General, standen ein Weilchen unschlüssig den Wachen gegenüber, bis plötzlich einer von ihnen den nächsten Burggässer vor die Brust stieß. Der stolperte und fiel ärschlings. Da packten sie den zweiten an und im Nu schlugen sie alle auf die Wachenposten ein, die, in der Minderzahl, überwältigt wurden und den Gang hinunterkollerten. Einige hatten Schrammen und schmerzhaftige Schläge bekommen, stellten sich abseits und zeigten, daß sie nicht geneigt seien, weiterzukämpfen. Die Ungarn, im Besitz des Vorwerkes, schickten sich schreiend an, die Steigung zur Kalipp hinauf zu rennen. Ihr leichter Sieg hatte sie trunken gemacht und sie beschimpften die Sachsen.

Diesen Augenblick benützte Tschiga. Er zeigte sich vor der Kalipp und mit ihm erhob sich die zweite Linie seiner Krieger. Die Ungarn stockten. Da standen beinahe so viele wie sie selbst, standen überdies höher und hatten auch einen Trokesenruf. Die Burggässer schmetterten, ehe sie den Gang herabließen, ihr gellendes I siegesgewiß den Anstürmenden entgegen.

Es wurde ehrlich gekämpft, ohne Pfeil und Bogen, nur mit der Faust. Man griff sich auch in die Haare, wenn es nicht anders ging, und stellte ein Bein — das war noch erlaubt. Die Rumänen, die inzwischen um das Schlachtfeld Aufstellung genommen hatten, konnten sehen, wie eine Männerschlacht zu schlagen war. Sie schrien und eiferten die Kämpfenden an; ihre Parteinahme war auf Seite der Sachsen. Sie lachten, als die besiegten Wachposten nun langsam von hinten hochschlichen und die Ungarn in die Zange nahmen. Einige von den Rumänen warfen die Mützen weg und mischten sich auf Burggässer Seite unter die Streitenden. „Weg mit euch!“ schrie Tschiga, der Unerhörtes leistete. Er schlug nur in die Nase der Blaumützen, und wo er hintraf, sprang Blut über den Mund.

Inzwischen waren die Spaziergänger auf dem unteren Promenadenweg aufmerksam geworden. Der Wald hallte vom Lärm wider. Es wurde ihnen klar, daß hier eine der größten Zinnenschlachten im Gange war. Sie stiegen neugierig bergan und stellten sich unter die rumänischen Jungen. „Gib ihnen!“ schrien einige Erwachsene, deutsch und ungarisch und rumänisch. Manche kleine Privatprügelei wurde schnell und kaum bemerkt an den Rändern des Kampffeldes ausgefochten. Die Burggässer waren nicht zu besiegen. Sie wichen keinen Schritt, sie drangen auch nicht vor, um sich von ihrer Kalipp nicht zu weit zu entfernen. Aber gerade diese Taktik verhinderte den Abbruch des Kampfes; wer zu Boden stürzte, kam ja wieder hoch und rannte aufs neue in den Streit. Beherzte Männer versuchten Ordnung zu schaffen. Sie warfen sich in das Getümmel und wollten die Jungen auseinanderreißen. Wer vermochte mehr als zwei zu trennen! Wer vermochte auf dem abschüssigen Gang lange gegen das Gewibbel der Leiber anzuspriegen. Schon fiel einer von den Friedensengeln hin und purzelte einige Meter tief. Einen Augenblick lang stockte der Kampf. Beide Parteien sahen zu, wie sich der Herr schief erhob, seinen Hut suchte und die feuchte Erde von den Hosen zu klopfen begann. „Soho, der hat Saures geschluckt!“ Wenn Tschiga im Gefecht war, gab es kein Ende, ehe die Ungarn abzogen.

Der Lärm tönte hinunter zu den alten Stadtmauern, summt weiter und ein kleiner Junge, der auf der hohen Erde Seitendeckung war, hörte ihn. Pippin ertrug seinen gefahrlosen Posten nicht mehr. Er ließ ihn im Stich. Er mußte in die Schlacht. Beim Anstieg zum Schützenhaus sah er Lutz mit dicken Tränen in den Augen. „Mußt du hier stehen?“ fragte Pippin. Lutz nickte. Die Schmach ertrug er nicht mehr. Er hatte den Feind gemeldet und wurde trotzdem an die Ecke gestellt, weil er noch zu klein sei.

„Mir ist alles wurst!“ sagte Pippin. „Ich falle ihnen in die Flanke, und du kannst mitkommen oder nicht. Wie du willst!“

Lutz ging mit. Sie beratschlagten auf dem Promenadenweg einen Augenblick anhaltend und emporspähend darüber, wie sie am besten unentdeckt hochsteigen konnten. Da bemerkten sie den uralten Traugott Jaminer vor sich. Er zitterte am ganzen Körper, stürzte sich auf zwei Stöcke, Speichel tropfte ihm haltlos aus der herabhängenden Lippe. Von den Augen sah man nur ein Funkeln hinter ledernen Tränensäcken. „Ihr!“ schrie er empört, „ihr Drückeberger, ihr schamlosen Buben. Dort oben haut man die Ungarn. Ihr steht da und wißt nicht, wo ihr sein müßt!“ Er hob einen der Stöcke, der in der bebenden Hand hin und her tanzte, als fächerte er das eulenhafte Gesicht.

Lutz bäumte sich auf. „Herr Jaminer!“ rief er mit aller Kraft, „wir sind ja Flankendeckung!“

„Was seid ihr?“

„Flankendeckung, Flankendeckung!“

Jaminer fielen beide Stöcke aus den Fingern. Er hob die Fäuste zum Himmel: „Flankendeckung! Seid ihr auch so dumm wie eure Väter? Taktisiert ihr euch auch weiter in Niederlagen hinein. Flankendeckung! Haut sie, schmeißt mit Steinen —“ Er beugte sich noch weiter vor: „Wißt ihr, was sie uns genommen haben? Ihr wißt es nicht, niemand weiß es mehr. Das sächsische Freitum, den Königsboden, die Herrschaft! Ah!“

Sie reichten ihm die Stöcke. Sie führten ihn zur nächsten Bank. Sie sahen, wie er die Augen schloß und erschöpft zurück sank. Angst ließ sie taumeln.

Sie vergaßen für eine Weile die Schlacht. Furchtbare Ratlosigkeit wuchs in ihren Kindergehirnen. Vielleicht mußten sie jetzt um Wasser laufen, Jaminer, den letzten Königsrichter, zu laben? Vielleicht war er schon tot? Vielleicht war er ihretwegen gestorben?

Pippin sagte ängstlich: „Ich geh!“ Er stieg den Gang hinauf. Lutz folgte ihm willenlos. Sie kamen nicht weit. Vom Schützenhaus her rannte eine Rote blaukappiger Ungarn heran. „Tschiga!“ schrien Lutz und Pippin, „Tschiga, der Feind erhält Unterstützung!“ Da lagen sie schon zur Erde gebort. Sie wischten sich die blutigen Nasen, wurden kleine zehnjährige Buben, die „Mutter!“ riefen. Sie flüchteten hinunter zur Promenade und sahen Traugott Jaminer, wie er auf der Bank halb knieend den Gang hinaufstarrte. Er winkte sie heran.

„Drückt den Daumen von außen auf das blutende Nasenloch. So vergeht es gleich!“ kam sein heiserer Rat. Er spähte wieder in die Höhe. Sein Mund zermahlte unhörbare haszvergiftete Wörter.

Tschiga wich nicht, aber nun, wo er von oben angefallen wurde, griffen die Rumänen ein. Sie warfen mit Steinen nach den Ungarn. Vergebens drohte ihnen Tschiga. Er war halbnackt, das Gemd hing ihm in Fetzen über die Brust, seine Zähne knirschten weiß zwischen den blaugeschlagenen Lippen. Immer mehr Erwachsene mischten sich in den Kampf, hieben die Jungen derb auseinander, stellten sich Kleverkaus entgegen, der mit den Neugässern heranstürmte, und in seinen Reihen auch Lutz und Pippin wieder ins Treffen mitriß. Nun fochten schon mehr als ein gutes Hundert. Die Rumänen lagen mit im Nahkampf. Tschiga schrie zum Angriff. Seine Scharen setzten

herunter, Kleverkaus fing den Rückprall der Ungarn auf. O, da jagte die letzte ungarische Verstärkung heran, die gefürchteten großen ungarischen Schusterbuben. Sie schlugen mit Lederräumen und Ästen. Es war kein regelstrenger Kampf mehr. Die Erwachsenen sprangen mit aller Kraft ein, die Schlacht verkrümelte sich. Einige Knaben weinten laut.

„Zurück!“ rief Tschiga, „sie sind in der Kalipp!“ Keine Gnade mehr! Auch die Sachsen schmissen mit Steinen. Sie zielten auf die Lehrjungen. Zerfetzt und zerstört war die Burg, aber oben stand wieder Tschiga, blutete aus Nase und Mund und jubelte seinen Trofensenschrei.

Plötzlich leerte sich der Wald. Es rann aus ihm ab wie Geröll von blauen und olivengrünen, schwarzen und französischen Mützen. Ein einziger Ruf hatte gezündet; den warf sich Freund und Feind in jähem Einverständnis zu. Den gefürchteten, den schrecklichen Ruf: „Der Blojer! Der Blojer!“

„Blojer“ war der Blick der Kobraschlange, der alle bannte. „Blojer“ der Schrei, der die Mutigsten erzittern machte. „Blojer“ das Signal zu haltloser Flucht. „Blojer“ hieß auf hochdeutsch der Durchbläuer, „Blojer“ hießen die Stadtpolizisten. Es nahte der gefürchtetste aller Blojer, der Detektiv Lajos Zalmásy in seiner glänzenden Uniform, Zalmásy, den jeder in der Stadt kannte, der Detektiv mit Säbel und österreichischer Offizierskappe. Er kam den Gang gemächlich herauf, rauchte aus der Stummelpfeife und trug sein Notizbuch offen in der Hand. Als er die Kalipp erreicht hatte, war weit und breit kein Junge mehr zu sehen. Alle hatten das ungarische Sprichwort erfüllt, daß die Flucht eine Schande sei, aber nützlich. Lajos Zalmásy ließ die Bank der Burggässer als Zeugnissache von zwei Polizisten zur Stadthauptmannschaft bringen. —

Am nächsten Tag schrieb die „Kronstädter Zeitung“, es sei tief bedauerlich, daß das unschuldige Spiel sächsischer Kinder von aufgehetzten ungarischen Schülern in gemeiner Weise gestört wurde. Die „Brassói Lapok“ erwähnten, sächsische und rumänische Schüler hätten die ungarische Nation unflätig beschimpft, und der Schriftleiter Samu Rosenzweig, der die ungarischen Belange vertrat, forderte eine staatliche Untersuchung und ein Eingreifen des Schulinspektors. Die rumänische Wochenzeitung „Gazeta Transsylvaniei“ brachte ein Gedicht über den Fürsten Michael der Walachei, der im Mittelalter siegreich über die Pässe eingedrungen war.

In allen Schulen wurde peinlich Gericht gehalten. Viele Buben erhielten Strafen. Die Konferenz des Zonterusgymnasiums trat zusammen und beschloß nach langer Aussprache, Tschiga einen Nachmittag in ein leeres Klassenzimmer einzusperren und ihm ins Halbjahreszeugnis anstatt der üblichen Zeile „Sein sittliches Betragen war ein vollkommen angemessenes“ das folgende zu schreiben: „Sein sittliches Betragen war ein angemessenes“.

Tschiga war davon schwer beeindruckt. „Sie hätten mir wenigstens ein ‚Minder angemessen‘ geben sollen!“ sagte er verächtlich und trat seine Karzerstraße an. In seinen Taschen trug er ein Knäuel Bindfaden. Das

spulte er durch das halbgeöffnete Fenster auf die Straße hinaus ab, und unten banden ihm die Burggässer Buben Äpfel und Semmeln daran. Er hätte sich all dies auch in den Taschen mitnehmen können, aber es schmeckte besser, wenn er es durch das Fenster heimlich heraufziehen mußte. Dann setzte er sich an den großen Papierbogen, auf den er hundertmal den Satz schreiben mußte: „Ein deutscher Mann ist tapfer, aber zuchtvoll!“

Die Schlacht über der Weberbastei hob das Ansehen aller, die dabei mitgetan hatten. Lutz hatte seither einen männlichen Gang. Er vermochte nicht mehr ungewungen zu gehen. Er mußte die Hände in die Hosentaschen stecken und den Rücken krümmen bei weggestreckten Ellenbogen. Er schritt wie Ringer gehen. In seinen Schritten pochte die Mahnung: „Macht mir Platz, so euch euer Fliegendasein lieb ist!“

Er lernte, mit Pippin in den Greislerladen der Witwe Schmidt treten und scheinbar gelangweilt über das Pult sagen: „Ich bitte um ein Pfund Saumichblau!“ Er sah von Lust geschüttelt, wie die dicke Frau Schmidt gleich einem Truthahn rot anlief und nach Atem schnappte, unter den Tisch griff und den dort immer verborgenen Teppichklopfer hervorriß. Da ging Lutz mit gemessenen Schritten zur Türe. Und Pippin trat ein, verlangte mit unschuldigem Augenaufschlag auch ein „Pfund Saumichblau, aber gut gewogen!“ Pippin konnte nicht so ruhig zur Türe gehen. Er tanzte und wackelte mit seinem festen Pöpslein davon. Nun mußten Deinhart, Gaan und Winfried heran und um das gleiche Pfund „Saumichblau“ bitten. Die gute Frau Schmidt zuckte, sobald die Kramladentür klingelte, zusammen, als rührte sie der Schlag. Und immer noch kam ein verflörter kleiner Kerl herein. Nicht alle trugen die schwarze Mütze mit dem roten Streif der ersten deutschen Gymnasialklasse. Auch Ungarn und Rumänen, die des Weges kamen, beteiligten sich daran, und alle sprachen bei Frau Schmidt deutsch. Sie fauchte. Sie schlich hinter dem Pult hervor und stellte sich lauernd neben der Tür auf. Sie hob den Teppichklopfer wie eine Fliegentratsche. Nun mochte der nächste kommen. Der nächste war Hirsch — es war klar, daß Hirsch es sein mußte.

„Hallo, Hirsch, wohin?“ „Hefe kaufen für meine Kostfrau!“ „Was? Aus der Spitalgasse läufst du deswegen bisher?“ „Ist ja billiger hier!“ „Du, Hirsch, ich rate dir, geh nicht in diesen Laden. Du beziehst Prügel.“ „Warum soll ich Haue kriegen?“ „Ich sage nur so viel; das weitere wirst du selbst merken.“

Und Hirsch trat staunend ein, trat immer noch staunend heraus, wenn auch verweint und verwirrt und schrie mit drohenden Fäusten auf Lutz und Winfried ein und spuckte und jammerte und benahm sich ganz anders als die Männer, die die Zinnenschlacht geschlagen hatten und deren Beulen noch immer grün und blau waren.

Anmerkung: Die vorstehende Erzählung ist mit freundlicher Genehmigung vom Verfasser und Verlag dem Heft 8 (Mai 1935) der „Süddeutschen Monatshefte“ entnommen. Das Heft ist den jungen deutschen Dichtern gewidmet und bringt Beiträge von Heinrich Anacker, Ludwig Fr. Barthel, Josef M. Bauer, Herbert Böhme, Johannes Linke u. a.

## „Wir tragen ein Licht!“

nennt sich eine Sammlung von Gedichten und Liedern sudetendeutscher Studenten, die Professor Cysarz von der deutschen Universität Prag 1934 im Albert Langen/Müller-Verlag herausgab. Das Buch ist inzwischen in der Tschechoslowakei verboten worden. Uns Reichsdeutsche erreicht aber in dieser Sammlung der Schrei sudetendeutscher Not; doch darüber hinaus wird uns die Gewissheit, daß aus Kampf und Opfer die Haltung erwächst, die hinter den letzten Wahlen für das Prager Parlament und dem Sieg Konrad Henleins steht.

### Wir tragen ein Licht . . .

Wir tragen ein Licht im Dunkel der Nacht,  
Wir tragen ein Licht, vom Glauben entfacht.  
Mein Bruder, du trägst es in dir,  
Es gehört uns allen und dir und mir,  
Und stürbe das Licht, so stürben wir!  
O, Bruder, hüte den leuchtenden Schein  
Und geh mit mir in das Dunkel hinein,  
Ein Kufer in der Nacht zu sein.

Die dunklen Tannen ragen regenschwer,  
Und Nebel drohen wie ein finstres Meer.  
Wir schreiten durch die Nacht und glauben  
an sie:  
In der Nacht verläßt der Bruder den  
Bruder nie.

Wir tragen ein Licht im Dunkel der Nacht,  
Wir tragen ein Licht, von Sehnsucht entfacht;  
Wir glauben an eine Wiederkehr,  
Einst sind wir ein gläubiges Meer,  
Und siegend werden wir den Morgen schauen:  
Dann wollen wir rasten und Sütten bauen!

Franz Höller.

### Deutsche Studenten in Prag

Einmal hat man uns hierhergeschickt.  
Wir standen staunend in diesen Gassen.  
Wir fühlten uns oft vom Leben beglückt,  
Dann wieder wie Kinder fremd und verlassen.

In Hinterhäusern auf unseren Buden  
Saßen wir oft bis tief in die Nacht hinein,  
Hundert Pläne, die wir auf uns luden,  
Machten das Leben groß und uns selber klein.

Wir mußten uns oft beschimpfen lassen.  
Unsere Muttersprache hat man verlacht.  
Wem wurde sein Recht in diesen Gassen?  
Das hat uns innerlich groß gemacht.

Dann wuchs uns ein Mut dem Leben gegenüber.  
Ob wir Geld in der Tasche hatten oder nicht,  
Die Tage wurden deshalb nicht trüber:  
Es sah ja der eine des anderen Gesicht.

Und jetzt sind wir in der Not auch nicht allein.  
Die Zukunft ist grau. Was macht es uns aus!  
Wir halten durch! Noch haben wir kein Zuhause,  
Doch nie kann ein Opfer vergeblich sein!

Franz Höller.

### Es muß aus Gnade sein

Das Land, das mir am Herzen liegt, ist krank,  
Und meine Arme können ihm nichts sein.  
Am liebsten schließe ich mich ein,  
Und weiß kein Wort, Gebet und keinen Dank.

Es muß aus Gnade sein, was immer ist geschehen,  
Und alles, was noch kommen mag.  
Die Kraft wird kommen,  
Und das Volk der Frommen,  
Das Volk der Herzen mit dem großen Schlag.

Gelmut Spießmayr.

## Irene Neander Von deutscher Schularbeit in Lettland.

Das lettländische Deutschtum hat das große Glück gehabt, nach den schweren Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren sein Schulwesen ziemlich selbständig aufbauen zu können. Das erste Bildungsgegesetz des selbständigen lettländischen Staates, das den Minderheiten eine Schulautonomie zusicherte, war im großen und ganzen ein Rahmengesetz, das eigener Entwicklung genug Raum ließ und nur in großen Zügen die Bildungsziele und das Aufsichtrecht des Staates festlegte. War ja doch das Kulturbewußtsein des lettischen Volkes im Beginn seiner Selbständigkeit noch wenig gefestigt, so daß es zunächst galt, für das eigene Schulwesen Ziele und Wege zu suchen, bevor man die fremdvölkler kulturell zu beeinflussen versuchte. So konnte denn jede Volksgruppe im Rahmen des Gesetzes ihr Schulwesen nach den Kulturgegebenheiten und -erfordernissen des eigenen Volkstums ausgestalten, und keine hat diese Möglichkeit so dankbar empfinden wie die deutsche, die ja freilich auch seit Jahrhunderten die Kulturträgerin in den beiden baltischen Staaten Lettland und Estland ist. Die deutschen Schulen in Lettland konnten wirklich Pflanzstätten deutscher Bildung sein, aber die Arbeit, die dort von deutschen Erziehern an deutscher Jugend geleistet wurde, geschah immer auch im Dienste des Gesamtstaates, in der Erkenntnis, daß alle wahre Bildung national sein müsse, und daß wir dem Staate nur dann wahrhaft nützen können, wenn es uns möglich ist, ganz das zu sein, was wir unserem Blut nach sind: Deutsche. Es kommt uns Auslanddeutschen immer darauf an, in dem Lande, in das uns die Geschichte verwehrt hat, gleichberechtigte Staatsbürger zu sein, nicht geduldete Kolonisten. Gleiches Recht wird aber nur durch Übernahme gleicher Pflichten erworben, und so haben wir Balten im besonderen immer unsere Aufgabe darin gesehen, dem ganzen Lande zu dienen, auch in unserer Bildungsarbeit, ja da ganz besonders aus unserer jahrhundertalten Tradition heraus.

So hat dieses im guten Sinne des Wortes „liberale“ Bildungsgegesetz dem lettländischen Staate, in dem ja die Letten nur 73% der Bevölkerung ausmachen und ein Viertel der Bevölkerung nichtlettisch ist, bestimmt nur Gutes gebracht.

Leider hat diese großzügige Kulturpolitik des lettländischen und estländischen Staates in den letzten Jahren ein Ende gefunden, in Lettland zuletzt durch das Bildungsgegesetz vom Sommer 1934, das die kulturelle Selbstverwaltung der Minderheiten aufhob. Damit siegte das Prinzip der Uniformität, uns Balten noch aus russischen Zeiten in schmerzlicher Erinnerung, über das fruchtbarere des freien Nebeneinanders von Völkern und Kulturen in demselben Raum, das allein zu einer dauernden Befriedigung Osteuropas führen kann.

Wie sich das neue Gesetz auf das innere Leben der deutschen Schulen auswirken wird, ist noch nicht abzusehen, weil die neuen Programme noch nicht heraus sind, jedenfalls werden sie nicht mehr in dem Maße im Sinne deutscher Kultur- und Bildungsauffassung geführt werden können wie bisher. Die neuen Lehrpläne werden im Ministerium ausgearbeitet ohne Hinzuziehung von Vertretern der Minderheiten, die bloß um ihre Vorschläge in bezug auf den Unterricht in der Muttersprache angegangen worden sind. In den Grundschulen hat der Minister schon in diesem Herbst einige Bestimmungen erlassen, die zur Folge haben, daß allgemeine Geschichte und Erdkunde fast gar nicht mehr gelehrt werden kann, statt

dessen mit erhöhter Stundenzahl Geschichte und Geographie Lettlands, so daß künftighin die Schüler, die keine höhere Schule besuchen, sich nur sehr notdürftig auf der Karte Europas zurechtfinden können und nur eine blasse Ahnung von der großen Geschichte des eigenen Volkes haben werden.

Eine andere Bestimmung des neuen Gesetzes hat sich auch schon gleich nach seinem Erscheinen auf die Minderheitenschulen ausgewirkt. Bisher entschied bei der Aufnahme eines Kindes in die Schule die Familiensprache, nicht die Nationalität, in dem bunten Völkergemisch unseres Landes, wo die Grenzen zwischen den einzelnen Volksgruppen, wenn keine Glaubensgegensätze, wie mit dem Judentum, vorliegen, sehr fließend sind, eine segensreiche Möglichkeit, die aber freilich auch manchem eine klare nationale Entscheidung erspart hat. Jetzt müssen Kinder aus Mischchen, in denen ein Teil lettisch ist, die staats Sprachlichen Schulen besuchen. Das hat zur Folge gehabt, daß in den deutschen Grundschulen die Zahl der Schüler von 8422 im Dezember 1933 auf 6712 im Dezember 1934 gesunken ist. In den Schulen der anderen Volksgruppen hat sich das neue Gesetz noch viel stärker ausgewirkt. Die Trennung von der deutschen Schule ist den meisten sehr schwer gefallen, sind doch vielfach die Häuser ganz deutsch, wenn auch ein Elternteil lettisch ist, und ein großer Teil dieser Kinder wäre bei deutscher Schulbildung sicher deutsch geworden, was ja auch durch das Gesetz verbietet werden soll, weil man immer noch die Anziehungskraft der deutschen Kultur fürchtet. Es ist somit einerseits ein Verlust, den das Deutschtum hier erlitten hat, andererseits aber wird künftighin ein Deutscher vielleicht doch eher vor einer Mischehe zurückschrecken, wenn er nicht mehr die Möglichkeit hat, seine Kinder deutsch zu erziehen. Auch ist das Schülermaterial in den deutschen Schulen einheitlicher geworden, was besonders in den Gefinnungsfächern von Lehrern und Schülern angenehm empfunden wird.

Das deutsche Schulwesen in Lettland, wie es heute dasteht, ist eine Schöpfung der letzten 35 Jahre. Das Hauptverdienst dabei gebührt der Verwaltung des deutschen Bildungswesens, die in diesem Sommer aufgehört hat zu existieren, und dem Deutschen Elternverband, der die Mittelbeschaffung auf sich genommen hat.

Einige Zahlen zur Charakteristik: In Lettland leben zur Zeit 69 855 Deutsche. Am 1. Dezember 1933 gab es 65 deutsche Grundschulen mit 8422 und 9 Gymnasien<sup>1</sup> mit 1207 Schülern. Zu Beginn des neuen Schuljahres ist infolge der neugeschaffenen Lage die Zahl der Grundschulen auf 60 und die der Gymnasien auf 7 zurückgegangen. In Riga, der Hauptstadt des Landes, in der der Prozentsatz der deutschen Bevölkerung am höchsten ist (zirka 12%), gibt es 21 Grundschulen und 5 Gymnasien, mit den Fach- und Gewerbeschulen u. a. im ganzen 47 deutsche Bildungsanstalten mit 7133 Zöglingen, die 3. T. von Stadt und Staat unterhalten werden, 3. T. aus privaten Mitteln. In Lettland gab es bisher keine Vollenanstalten. Für alle diejenigen, die nach der obligatorischen 7- oder 8klassigen Grundschule in eine höhere Schule wollten, gab es den Übergang in eine andere Anstalt, was sich pädagogisch als nicht immer günstig erwiesen hat, besonders, da der Übergang in einem ohnehin schwierigen Alter (14—15) ge-

<sup>1</sup> Unter Gymnasien versteht man bei uns die höhere Schule überhaupt.

schah. In sozialer Hinsicht ist es aber natürlich sehr zu begrüßen, daß Kinder verschiedener sozialer Schichten längere Zeit dieselbe Schule besuchen und keine frühzeitige Trennung der „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ eintritt. Das neue Gesetz sieht eine Zusammenziehung von Grundschulen und Höheren Schulen vor, doch ist den Deutschen bisher keine Vollanstalt gestattet worden. Nur zwei rigasche Schulen haben von jeher durch eine möglichst enge Angliederung einer Grundschule sich auch im Rahmen des bisherigen Gesetzes den Charakter einer Vollanstalt bewahren können.

Die Grundschule endet mit einem Examen (auch in den beiden obenerwähnten Schulen) und entläßt ihre Schüler je nach Befähigung, Neigung und Wunsch der Eltern ins Gymnasium, in die Fach- und Fortbildungsschule oder ins praktische Leben. Das Gymnasium umfaßt nach dem neuen Gesetz 5 Jahre (bisher 4) und endet immer mit einem Abitur, auch das sogenannte praktische Gymnasium, das nur für Mädchen bestimmt ist und ungefähr der deutschen Frauenoberschule entspricht. Das Werkabitur, das hier abgelegt wird, gibt aber leider Hochschulreife, weswegen der Lehrplan dieser Schulart doch noch stark mit wissenschaftlichen Fächern überlastet ist, vor allem mit Sprachen. Daneben gibt es für Mädchen auch noch einen rein wissenschaftlichen Gymnasialtyp mit Latein oder einer stärkeren Betonung der modernen Sprachen, vor allem des Englischen. Unsere Schulen sind überhaupt mit Sprachen sehr überlastet. Neben der Muttersprache, die ja bei uns sehr viel mehr Pflege bedarf als im Reich, da sie durch den ständigen Gebrauch mindestens einer Fremdsprache daneben leidet, nimmt die Staatsprache einen sehr breiten Raum ein. Dazu kommen dann mindestens zwei andere Sprachen hinzu, wobei der Schüler zwischen Latein oder Englisch oder zwischen Französisch und Russisch wählen kann. Für Knaben gibt es drei Gymnasialtypen: das Klassische Gymnasium mit Griechisch und Latein, ein Lateingymnasium und ein Realgymnasium etwa der deutschen Oberrealschule entsprechend.

Für Jugendliche, die nicht auf die Höhere Schule wollen, gibt es eine Fachschule mit verschiedenen Abteilungen, für Jungen einer kaufmännischen, elektrotechnischen u. a., für Mädchen auch einer kaufmännischen und einer einjährigen Haushaltungsschule. Es wird überhaupt geplant, nach deutschem Vorbild eine Art einjährige Frauenschule für alle schulentlassenen Mädchen einzurichten, die natürlich privat sein müßte, da die Letzten so etwas nicht kennen, und deren Besuch nur freiwillig sein kann. Es liegt aber ein sehr starkes Bedürfnis nach solcher Bildung vor.

An Fortbildungsmöglichkeiten für die aus der Höheren Schule Kommenden gibt es das Pädagogische Institut, das die Lehrberechtigung für Grundschulen erteilt, und neben der lettlandischen Universität die private deutsche Hochschule, das Herderinstitut. Das Herderinstitut soll denen, die nicht nach Deutschland gehen können, etwas vom deutschen wissenschaftlichen Geist vermitteln und als Ergänzung zu ihrem meist fremdsprachlichen und in einem anderen Sinne gestalteten Studium bieten. Einen Abschluß gibt es außer den Theologen nicht. Unter den Do-

zenten gibt es eine Reihe reichsdeutscher Professoren, die für ein oder mehrere Jahre herkommen und unserer Jugend etwas vom Geist der deutschen Hochschulen vermitteln.

Für Mädchen gibt es noch ein privates deutsches Kindergärtnerinnenseminar und die Möglichkeit einer Schwesternausbildung im Deutschen Krankenhaus in Riga.

Die Berufswahl ist für unsere Jugend sehr schwer und wird von Jahr zu Jahr schwerer. Durch die Enteignung des deutschen Grundbesitzes ist das flache Land sehr stark von Deutschen entvölkert worden. Die Restgutsbesitzer, die nur einen kümmerlichen Rest ihrer Väterhscholle behalten haben, konnten sich zu einem großen Teil wirtschaftlich nicht halten und sind in die Städte gezogen oder ganz ausgewandert, nur wenige haben es in den ohnehin für die Landwirtschaft schweren Jahren gewagt, sich neu auf dem Lande anzusiedeln, und nur wenige haben durchgehalten. So ist es gekommen, daß das Deutschtum sich in den letzten Jahren immer stärker in Riga konzentriert hat. In letzter Zeit ist in der Jugend ein ganz starker Drang wieder aufs Land hinaus wach geworden, aber nun hindert die Regierung, erschreckt durch das Gerede vom deutschen „Drang nach Osten“ (ein sinnloses Schreckgespenst, das aber immer noch seine Gläubigen findet), jeden Landkauf durch Fremdstämmige und verbaut unserer Jugend diesen Ausweg aus der Berufsnot in der Stadt. Hier sind aber die akademischen Berufe schon längst überfüllt und die kaufmännischen haben stark unter der Wirtschaftskrise zu leiden, die für uns jetzt auch noch durch die nationale Wirtschaftspolitik der Regierung verschärft wird. Trotzdem ist unsere Jugend nicht mutlos. Sie erträgt die Hoffnungslosigkeit des eigenen Schicksals heute leichter, weil sie an die Zukunft des Gesamtvolkes glaubt. Dieser Glaube an die Zukunft unseres Volkes ist es ja überhaupt, der uns Auslandsdeutschen immer wieder die Kraft zum Durchhalten gibt, wenn wir so oft das Gefühl haben, daß wir selbst auf verlorenem Posten stehen. Ohne ihn wäre auch die oft unter unsäglichen schwierigen Verhältnissen erfolgende Arbeit in unseren Schulen besonders auf dem Lande, wo manchmal nur das Allerdürftigste vorhanden ist, ja die Lehrerin in dem kümmerlichen Schulgebäude kaum ein eigenes Zimmer hat, undenkbar. Auch der Mut und die Freude, mit der immer wieder junge Menschen zu dieser schweren Arbeit hinausgehen. Als im vorigen Herbst reichsdeutsche Lehrer einige unserer Landschulen besuchten, waren sie voller Bewunderung für den Idealismus und die Opferfreudigkeit, mit der dort gearbeitet wurde. Deutsche Kinder gehen oft 8 und 9 km zur Schule, während oft ganz nah von ihrem Hause die lettische Gemeindeschule mit den viel besseren Räumen, meist in einem alten Herrenhaus untergebracht, liegt, aber Eltern und Kinder nehmen freudig das Opfer auf sich um ihres Deutschtums willen. Unsere Kinder lernen früh, daß es kein Vergnügen ist, heute ein Deutscher zu sein hier draußen, in der vom Deutschenhaß erfüllten Welt, aber sie lernen auch, daß, wer heute in der Notzeit nicht zu seinem Volkstum steht, nicht wert ist, ein Deutscher zu sein.

**Schau um Dich, schau vor Dich und bedenke die Enkel und Neugeborenen! Es gibt eine Sklavennot der Enge, daraus unverzwungene Leiber und Seelen nie mehr wachsen können.**

Jans Grimm.

# Auswanderung aus Mittelbaden im 19. Jahrhundert.

Ein Ausschnitt aus dem großen Zug nach Amerika. Von Josef Häfeler.

Millionen Deutsche leben im Auslande. Ein beträchtlicher Teil von ihnen verlor die Heimat durch das Diktat von Versailles. Allen natürlichen Rechten und Gesetzen zum Trotz entriß man sie dem angestammten Volke und zwang sie, nicht selten mit brutaler Gewalt, einem fremden Volke dienstbar zu sein. Man hat unsere Volkstums Grenzen zertrümmert, um unser Volkstum zu zertrümmern. Nicht selten wird aber durch solche Maßnahmen auch das Gegenteil von dem erreicht, was man sich versprach. Der Kampf um die Saar hat aller Welt gezeigt, daß sich die Macht des Blutes stärker erweist als siebenfach gesiegelte Dokumente. Die Deutschen in aller Welt haben sich durch diesen Kampf gefunden zu einer einzigen Abwehrfront. Ein echter Deutscher wird eben nie seine Heimat vergessen können. Zu sehr ist er ihr mit Leib und Leben verbunden. Nachdem nun auch die politische Verbundenheit errungen wurde, ist es keineswegs mehr verwunderlich, daß die Deutschen in aller Welt sich wie mit magischer Gewalt hingezogen fühlen zum neuen Deutschen Reich. Von überall her versuchen einst Ausgewanderte die Verbindungen mit der erstarkenden Heimat neu zu festigen. Silberrich wollen wir ihnen dabei die Hand reichen. Das Los des Einzelnen taucht zwar unter im Schicksal eines Volkes, und nur von diesem Völkergeschehen kündet die Geschichte. Besonders in materialistisch orientierten Zeiten versinkt das Geschick des Einzelnen nur zu rasch in der Vergessenheit. Die Satz des Alltages geht darüber hinweg, als wäre das alles nur Geschäft. Sehr leicht werden dadurch die engsten Bande gelockert. Der Freund verliert seinen Jugendgenossen allzurast aus den Augen, der Volksgenosse wird seinem Nebenmenschen fremd. Verwandtschaftliche Beziehungen verlieren sich im Trubel der Zeit. Und doch ist das Schicksal eines Volkes das Geschick seiner einzelnen Glieder.

Nirgends tritt dies deutlicher in Erscheinung als in der Geschichte der deutschen Auswanderung. Raummangel, wirtschaftliche Notzeiten, politische Zerrissenheit, ungenügender Schutz von Seiten des Staates nötigten Millionen von Volksgenossen, im vergangenen Jahrhundert der Heimat „Lebewohl“ zu sagen. Der deutsche Bauern- und Handwerkerstand hatte sich in wenigen Jahrzehnten den Ruhm errungen, die besten Kolonisten zu liefern. Ungarn, Rußland, Spanien, Frankreich, Afrika und Amerika versuchten mit Hilfe deutscher Siedler ihre Ländereien zu erschließen. Wo die Angehörigen anderer Völker restlos versagten, brachten unsere Landsleute die schwere Aufgabe fertig und wurden die erfolgreichsten Kulturpioniere. So finden wir reichliche Angaben, in denen Werber und lockende Aufrufe in den deutschen Landen versuchten, Leute für ihre Zwecke zu gewinnen. Österreich-ungarische und russische Agenten unterhielten fast in allen größeren Städten ihre Werberäume. Das verwilderte Gebirgsland der spanischen Sierra Morena konnte nur von deutschen Siedlern neu bezwungen werden, um daraus einen Garten Spaniens zu gestalten. Frankreich versuchte sogar sein Pfefferland Cayenne zu erschließen mit Hilfe deutscher Kolonisten. Immer lauter und lockender kamen die Rufe aus Amerika. Unermessliche Ländereien harreten berufsfundiger Behauer. Glänzende Angebote verlockten Millionen deutscher Volksgenossen, dort drüben, jenseits des Ozeans, ihr Glück zu versuchen. War es doch schwer, in der Heimat vorwärts zu kommen. Unverhofft hereinbrechende Notzeiten trafen die ärmeren Schichten unseres Volkes mit unerbittlicher Härte. Soziale Fürsorge wie

heute kannte man dormalen noch nicht. Drückender Landmangel, ganz besonders in den fruchtbarsten Gegenden, nötigten viele, sich anderwärts nach einem Verdienst umzusehen. Ein Siedlungsproblem in den volkreieren Räumen an den Grenzen hätte zwar viele Not lindern können. Aber dafür war die Zeit noch keineswegs gekommen, zumal ja ein Deutsches Reich erst 1871 wieder errungen worden war. So mußte die glänzende Reklame vom Wunderland Amerika, wo das Geld auf der Straße liegen sollte, die größten Erfolge bringen. Der landsuchende Bauer sah dort die Erfüllung seiner Träume. Der arbeitslose Handwerker versprach sich bei dem Mangel an gelernten Arbeitern ein glänzendes Fortkommen. Die aufgeworfenen Bedenken mußten an diesen Lobpreisungen zerbrechen. Und wer politisch oder rechtlich mit den Gesetzen der Heimat auf dem Kriegsfuße stand, sah drüben das Land der Freiheit. Bei dem angeborenen Wandertrieb der Deutschen ist es so nicht verwunderlich, daß es zu den gewaltigen Massenauswanderungen nach Amerika kam. Überdies scheuten manche Gemeinden die Kosten einer Armenfürsorge. Die meist besser begüterten Gemeindevertreter konnten sich oft leichter zu einer Kapitalaufnahme entschließen, um damit ärmere Volksgenossen außer Landes zu schaffen, als daß sie dafür zu gewinnen gewesen wären, diese aus Gemeindemitteln zu unterstützen.

In ähnlichem Sinne hatten schon im 18. Jahrhundert Fürsten der deutschen Kleinstaaten gehandelt. Sie förderten lieber die Auswanderung, als daß sie die Vermehrung eines bäuerlichen Proletariats sehen konnten. Daß auch noch andere Lösungen möglich sein könnten, sahen diese Machthaber in damaliger Zeit nicht ein.

Von der großen Massenauswanderung nach Amerika wurde ganz besonders das badische Mittelland betroffen. Infolge der dichten Besiedelung fehlte es an Boden, der diese vielen Menschen alle hätte ernähren können. Mit der Vermehrung der Bevölkerung wurde dieser Mangel immer drückender. folgten dazu noch Mißjahre oder Naturkatastrophen, so mußte bei der ungenügenden Vorsorge schlimme Not über die ärmeren Bewohner hereinbrechen. So war es der Fall nach den Befreiungskriegen in den Zungenjahren 1816/17. Eine schlimme Zeit brachten die 20er Jahre. Das Mißjahr 1847 hatte im Gefolge die Revolutionszeit. Noch waren die schlimmen Schäden nicht überwunden, da brach die Notzeit von 1851 bis 1854 herein. Die Zweipältigkeit in den 20er Jahren wirkte sich ebenfalls sehr drückend auf diese Lande und deren Bevölkerung aus. Notzeiten bedingten immer eine starke Erhöhung der Auswanderungszahlen.

Die Orte im mittelbadischen Rebland büßten in der kurzen Zeit von 1845 bis 1884 etwa 10 bis 20% ihrer gesamten Bevölkerung ein durch die Auswanderung nach Amerika. Mit diesen Auswanderern wäre es möglich gewesen, in deutschen Grenzlanden einen neuen Ort zu gründen von etwa 1300 Seelen. In einem einzigen Jahre waren aus Varnhalt auf Kosten der Gemeinde über 160 Personen fortgezogen. Zwei Jahre zuvor bezahlte Greffern die Überfahrt für mehr als 135 Leute nach New Orleans. Zelmlingen ermöglichte auf gleiche Weise die Auswanderung für etwa 60 Einwohner.

Eine systematische Aufstellung<sup>1</sup> für die Jahre 1845 bis 1890 ergibt folgende Auswanderungszahlen von:

<sup>1</sup> Bearbeitet nach Akten des General-Landes-Archivs Karlsruhe.

Eisental	102 Personen
Neuweier	204 "
Steinbach	403 "
Sinzheim	319 "
Varnhalt	272 "

Trotz dieser Bevölkerungsverluste trat ein Raumgewinn für die Zurückgebliebenen nicht ein. Schon daraus geht hervor, daß diese Lösung der Bevölkerungsfrage nicht die richtige war. Dazu trat dann der riesige Verlust für unser Volkstum. Die Fortgewanderten wurden die Helfer eines fremden Volkes, verhalfen diesem zum Aufstieg, nicht selten zum Schaden unserer Heimat. Die auf diese Weise eingebüßten, wertvollen Kräfte konnten nie mehr ersetzt werden.

Neben diesen ideellen und kulturellen Verlusten war noch eine bedeutende finanzielle Einbuße zu verzeichnen. Wenn aus- und inländische Meinungen behaupten, die Auswanderer seien ja „doch nur Bettler“ gewesen, so ist das eine völlige Verdrehung der Tatsachen. Wohl sind viele arme Volksgenossen fortgezogen: Aber auch von diesen konnten die allermeisten die Kosten der Überfahrt selbst bestreiten. Recht viele unserer Auswanderer führten jedoch namhafte Geldbeträge bei sich, um in der neuen Heimat sich etwas Eigenes erstehen zu können. Es sind ebensoviele sehr reiche Volksgenossen ausgewandert wie ausgesprochen arme. Leute mit 1000 Gulden, oder 2 und 3000 Mk. Bargeld sind absolut nicht selten unter den Fortziehenden. Eine Zusammenstellung der außer Landes ziehenden Gelder auf Grund der in den Akten enthaltenen Angaben weist recht bedeutende Summen auf. Bei der Guldenwährung (1845—1871) büßten die einzelnen Gemeinden ein:

Eisental	9 077 fl
Neuweier	27 609 fl
Steinbach	30 820 fl
Sinzheim	36 196 fl
Varnhalt	7 461 fl

Umgerechnet auf den Kopf des einzelnen Auswanderers ergäbe sich im Durchschnitt auf einen:

Eisentaler	135 fl
Neuweierer	188 fl
Steinbacher	100 fl
Sinzheimer	156 fl
Varnhalter	34 fl 30 fr

Von 1871 bis 1885 flossen folgende Gelder aus den einzelnen Gemeinden:

Eisental	7 260 Mk.
Neuweier	19 950 Mk.
Steinbach	48 558 Mk.
Varnhalt	28 025 Mk.

Mit diesen Geldern hätte man sicherlich manches Siedlungsgut in volksarmen deutschen Gegenden anlegen können unter Beihilfe des Staates. Der Nutzen einer solchen Siedlung wäre nicht hoch genug einzuschätzen und manche politische Frage der letzten 20 Jahre hätte bestimmt eine andere Wendung genommen.

Die hier zusammengestellten Angaben sind nun keinem besonders herausgegriffenen Einzelbeispiel entnommen. Im südlichen Schwarzwald finden wir dieselben Verhältnisse. Zum Vergleich seien hier noch drei Rheintalgemeinden angeführt:

Von 1845 bis 1884 betragen die Auswandererzahlen in:

Greffern	182 Personen
Zelmlingen	154 "
Schwarzach	272 "

Am härtesten wurde Greffern von der wirtschaftlichen Not um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betroffen. Schon 1847 befand sich dieser Ort in mißlicher Lage. Die allgemeine Not zwang die Gemeindeverwaltung, den

Armen bedeutende Geldzuschüsse zu gewähren, damit sie ihr Leben fristen konnten. Die hierzu erforderlichen Summen mußten aufgenommen werden.

Zwei Umstände hatten besonders zu dieser starken Verarmung vieler Einwohner geführt. Viele Bürger ernährten sich von der Schiffahrt. Inzwischen waren jedoch Dampfschiffe ihre schlimmsten Widersacher geworden. Dazu übernahm die Eisenbahn immer weitere Aufträge des täglichen Verkehrs. Diese beiden Erscheinungen raubten den berufsmäßigen Schiffern den Verdienst. Andere oblagen an den Ufern des Rheins der Goldwäscherei. Aber auch dieses Gewerbe warf von Jahr zu Jahr geringere Erträge ab und hörte allgemach ganz auf.

Auf die Revolutionszeit folgte 1851 eine katastrophale Rheinüberschwemmung. Die angebauten Feldfrüchte wurden völlig vernichtet und jahrelang machten sich die Folgen der Verheerungen noch bemerkbar. Die Not war allgemein geworden. Nirgends zeigte sich Hilfe. So griff man auch hier zum Mittel der Auswanderung, zumal zu diese Zeit hierfür reichlich Reklame gemacht wurde. Besonders günstige Verhältnisse schienen sich in der französischen Kolonie Algier zu bieten. Da die Reise dahin auch erheblich billiger und kürzer war, so entschlossen sich weit über 170 Personen, dahin auszuwandern. Dieser Plan zerschlug sich jedoch noch im letzten Augenblick. Frankreich versagte diesen Einwanderern das Staatsbürgerrecht, worauf die Ausreise unterblieb.

Inzwischen hatte die Gemeindeverwaltung bereits einen Überfahrtsakkord nach New Orleans abgeschlossen. Für eine erwachsene Person mußten 66 fl, für ein Kind von 1 bis 10 Jahren 48 fl bezahlt werden. Für Säuglinge war die Reise frei. Am 2. Oktober 1852, nachmittags um 1 Uhr, sagten denn 136 Greffener ihrer Heimat Lebewohl, um einer recht ungewissen Zukunft entgegenzuziehen. Das Los der nach den Südstaaten der Union Auswandernden war sehr oft wenig beneidenswert. Dort führten die Baumwollkönige ein hartes Regiment und versuchten mit allen Mitteln, recht billige Arbeitskräfte zu erhalten.

Für die drei Rheintalgemeinden erwuchs durch den Fortzug ebenfalls ein beträchtlicher Verlust:

Greffern (1845/1871)	18 934 fl.	(1871/1885)	5 890 Mk.
Zelmlingen	37 093 fl.		
Schwarzach	54 464 fl.		34 200 Mk.

Auf den einzelnen Auswanderer umgerechnet ergeben sich folgende Durchschnittszahlen:

Greffern	140 fl.
Zelmlingen	192 fl.
Schwarzach	288 fl.

Eine derartige Zusammenstellung für unser ganzes badisches Land müßte ungeheure Summen ergeben. Bei den angeführten Zahlen sind zudem die Reisekosten nirgends mit einbezogen. Die einzelnen Gemeinden sahen sich veranlaßt, Gelder aufzunehmen, um von ihren Einwohnern außer Landes zu schaffen. So benötigte Greffern etwa 6000 fl. und Zelmlingen etwa 4000 fl. zu diesen Zwecken. Auch diese Beträge müßten gewissermaßen als Verluste gebucht werden. Daraus erst läßt sich so recht ermessen, welche ungeheuren Werte unserm Volkstum sowie unserm Volksvermögen durch den großen Zug nach Amerika verloren gegangen sind. Andererseits muß daraus ein jeder erkennen, welche gewaltige Bedeutung für Volk und Staat eine eigne Siedlungstätigkeit haben muß, und man lernt verstehen, warum unsere Regierung diesen Problemen die vorzügliche Unterstützung angebeihen läßt.

<sup>2</sup> Eine übersichtliche Aufstellung über die dem Lande Baden durch die Auswanderung verloren gegangenen Gelder bringt die Zeitschrift „Der Auswanderer“, Jahrg. 1847/48. Die Schriftleitung.

## Das Gesicht einer deutschen Auslandsschule.

Es ist erstaunlich, wie wenig man durchschnittlich von der Arbeit der Auslandsschulen weiß, oder wie falsch die teilweise romantischen Vorstellungen über die Aufgaben dieser Deutschum-Pflegestätten sind. Es ging mir damals wie nahezu allen Lehrern, die ins Ausland berufen wurden: man hatte keine Ahnung von dem Umfang der Aufgabe, dem inneren Aufbau und den besonderen Schwierigkeiten der Schule, auch nicht von der Zusammensetzung der Kolonie oder den besonderen Schulverhältnissen des Gastlandes. Jeder Lehrer mußte ganz von vorne anfangen und sich langsam einarbeiten, um sich zunächst einmal einen Überblick zu verschaffen, ohne daß er die Erfahrungen der früheren Auslandslehrer benutzen konnte; denn diese so wichtigen Erfahrungen und Ergebnisse langjähriger Arbeit waren eben nirgends zu finden, schienen verloren zu sein. Durch den häufigen Lehrerwechsel verursacht, gab es bei der Auslandsschule keine Personaltradition. Eine Sachtradition bestand ebenfalls nicht. Heute bemüht man sich, die Auslandslehrer zu einem Austausch ihrer Erkenntnisse und Ergebnisse durch Tagungen und Zeitschriften zu führen, um einmal dem Neuling Enttäuschungen und anfängliche Fehler zu ersparen, andererseits jedem Lehrer die praktischen Erfahrungen seiner Berufsgenossen in anderen Ländern zugänglich zu machen und so das Fundament für eine Auslandsschulpädagogik zu legen. Die Zusammenstellung der pädagogischen und methodischen Fragen der Auslandsschularbeit hat überall begonnen. Die engere Zusammenschließung der Lehrer im NSLB, Gau Ausland, hat günstige organisatorische Voraussetzungen dazu geschaffen, so daß die vom 16.—18. August in Braunschweig stattfindende „Tagung der deutschen Auslandslehrer“ bereits einen gewissen Einblick in alle Fragegebiete wird geben können.

Wenn ich im folgenden einen kurzen Überblick über eine Auslandsschule zu geben versuche, so handelt es sich nicht um die Auslandsschule, denn das wäre zu viel verlangt, sogar unmöglich. Jede dieser deutschen Schulen im Ausland hat vielmehr ein eigenes Gesicht. In fremder Umgebung wuchsen sie aus kleinen Anfängen heraus, wie eine Pflanze in fremdem Erdreich. Nach eigenen Wachstumsgeetzen gaben sie sich die Form, angepaßt an die besonderen Umstände. Nicht nur untereinander sind sie verschiedenartig im Entstehen und Bestehen, sondern insgesamt sind sie auch verschieden von den Schulen in Deutschland. Die vielklassigen Schulen in Großstädten des Auslandes haben die Ähnlichkeit mit den Heimatschulen noch am meisten bewahrt. Kleinere und kleinste Schulen haben ihr Eigengesicht deutlich ausgebildet.

Es handelt sich also um eine einzelne der vielen Auslandsschulen. Da viele Züge allen andern mehr oder weniger gemeinsam sind, geben sie auch einen beschränkten allgemeinen Einblick. Die Deutsche Schule in Las Palmas auf Gran Canaria — von der die Rede sein soll — hat 70—80 Kinder. Drei deutsche und ein spanischer Lehrer bilden das Kollegium. Außerdem unterrichtet die Frau des einen Kollegen in 14 Wochenstunden.

Wer ist nun Träger der Schule? Wir kommen damit zur Geschichte einer deutschen Kolonie: Las Palmas (80 000) mit dem 6 Kilometer entfernten Hafen Puerto de la Luz (20 000) ist durch den Ausbau seines Hafens wichtiger Knotenpunkt zwischen Europa, Afrika und Südamerika geworden. Die Kanarischen Inseln — davon die wichtig-

sten Gran Canaria und Tenerife — gehören geographisch zu Afrika, politisch als Provinzen zu Spanien. Sie sind Freihäfen, so daß die Waren aus der ganzen Welt ohne Zoll hereinströmen. — Vor dem Kriege waren einige wenige Deutsche hier ansässig. Dazu kamen während des Krieges die Besatzungen mehrerer Schiffe, die hier festsaßen. Ein Teil dieser Kriegsverschlagenen heiratete Spanierinnen und blieb hier als Arbeiter, Angestellter oder selbständiger Kaufmann. So war eine ansehnliche Kolonie entstanden, eigentlich eine Konjunktur- und Kaufmannskolonie, die sich so lange vergrößerte, bis die Krise auch auf den „Glücklichen Inseln“ zu spüren war. Heute zählt man, obwohl jeden Monat einige zurückwandern, noch ungefähr 400 Deutsche. Im Jahre 1920 waren 6 schulpflichtige Kinder vorhanden. Der Plan, einen Lehrer zu verpflichten, also eine Schule zu errichten, wurde von den Vätern und freiwilligen Förderern besprochen: der Schulverein in Las Palmas wurde gegründet, ein regelrechter Verein mit erstem und zweitem Vorsitzenden, Schriftführer, Kassensführer und dem jeweiligen Konsul als ständigem Mitglied und Beisitzer (neuerdings auch dem Ortsgruppenleiter der NSDAP.). Mitglieder (Mindestbeitrag monatlich: 5 Peseten) können nur Angehörige der deutschen Sprachgebiete werden. Der Vorstand, alle zwei Jahre durch die Generalversammlung gewählt, hat Beschlüsse zu fassen über die Anstellung der Lehrer, über Verwaltung und Finanzen der Schule. Als monatliches Schulgeld ist heute festgesetzt: für die unteren Klassen je 35 Peseten (12 RM.), für die Oberklasse 50 Peseten (17 RM.); bei Geschwistern und weniger bemittelten Familien tritt Ermäßigung ein. Außerdem bezahlen Nichtmitglieder des Vereins 100 Peseten Aufnahmegebühr.

Die Zahlen sind sehr wichtig, denn die Schule lebt zum größten Teil von diesen Beiträgen und Schulgeldern. Zwar gibt das Reich einen jährlichen Zuschuß, jedoch ändert das am Charakter der Schule nichts: die Schule ist Privatschule, ein Wirtschaftsunternehmen, das sich selbst erhalten muß, abhängig von der Zahlungsfähigkeit, dem Zahlungswillen und damit auch von der persönlichen Zufriedenheit und nationalen Widerstandskraft der zahlenden Deutschen. Diese wirtschaftliche Selbständigkeit ist die entscheidende Tatsache für das äußere Gesicht der Schule. In guten und schlechten Jahren muß sie sich tragen, d. h. der Unterrichtsarbeit und Leistung muß auf der anderen Seite die geldliche Einnahme entsprechen, die auf die Dauer den Fortbestand und möglicherweise den Ausbau des Unternehmens gewährleistet. Geldrückichten setzen dem Vorstand und der Lehrerschaft nur zu oft Grenzen für ihre Wünsche. — Die Schule ist ein Unternehmen des im spanischen Vereinsregister eingetragenen Schulvereins. Sie ist nach außen unabhängig von staatlichen Organisationen, untersteht keinem Ministerium des Kultus und Unterrichts, keinem Schulrat und keiner sonstigen fremden Kontrolle. Für alle Handlungen und für das Schicksal der Schule tragen wir so allein — der Vorstand und die Lehrerschaft — die volle Verantwortung. Keine Instanz und kein Garant nimmt uns diese Verantwortung ab oder deckt uns nachträglich gegen Vorwürfe der Elternschaft; denn wie schon gesagt: Mitgliedschaft und Schulbesuch sind freiwillige Angelegenheiten. Einen Zwang dazu gibt es ja nicht, wie uns überhaupt keine staatlichen Machtmittel gegenüber Kindern und Eltern zur Verfügung stehen. — Vertrauen zueinander und freiwil-

liges Anerkennen von Pflichten sind erste Voraussetzungen für eine fruchtbare Auslandsarbeit. Wenn aber der Vorstand, Lehrer und Elterngruppen sich zanken oder gegenseitig befeinden, ist die Arbeit sehr unerquicklich.

Die Berufung der Lehrer geschieht durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes, das die Papiere geeigneter Bewerber einschickt. Der Schulvorstand wählt im Einvernehmen mit dem Schulleiter einen oder mehrere Bewerber und setzt sich mit ihnen in Verbindung. Jeder Lehrer bekommt einen Vertrag, der hauptsächlich regelt: Dauer der Anstellung (3 Jahre), Gehalt, freie Reise hin und zurück, Reisekostenzuschuß, Bezahlung bei Krankheit, Kündigungsgründe und Schulpflichten (wie in Deutschland).

Das innere Gesicht der Schule wird bestimmt durch die sprachliche Zusammensetzung der Schüler. 67% der Kinder sind deutsche Staatsangehörige, 33% sind Ausländer (Spanier, Argentinier usw.) Das Verhältnis des deutschen Teiles zum spanischen scheint auf den ersten Blick ganz günstig zu sein. Aber ein ganz anderes Bild ergeben die Zahlen über die Sprachzugehörigkeit: nur 38% der Schüler sprechen deutsch als Muttersprache, die übrigen 62% haben spanisch als Mutter- und Hausprache. Die Umkehrung der Verhältnisse erklärt sich durch die große Anzahl von „Mischkindern“, d. h. der Vater ist Deutscher, die Mutter Spanierin, die Gebrauchssprache der Kinder deshalb ausnahmslos spanisch. Meistens verstehen solche Sechsjährigen, wenn sie in die unterste Klasse aufgenommen werden, kein einziges deutsches Wort. Man mag dafür Berufsarbeit und Abwesenheit des Vaters als Entschuldigungsgrund anführen, als Entlastung darf das nicht gelten. Bei etwas gutem Willen des Vaters ist es immer möglich, dem Kind auch deutsche Sprachkenntnisse mitzugeben, wenn auch nicht freies Sprechen, so doch Verstehen von häufigsten Redewendungen und Befehlen. Das Traurigste an Bequemlichkeit und Gesinnungslosigkeit stellen jedoch jene rein deutschen Eltern dar, deren Kinder als Haus- und Muttersprache nicht deutsch, sondern spanisch sprechen: spanische Dienstmädchen und Straßensungen legen die ersten Sprachgrundlagen, und die Eltern sprechen dann aus reiner Nachlässigkeit mit ihren eigenen Kindern spanisch. Man könnte hieraus vielleicht schließen, die deutschen Eltern sprächen tadellos spanisch. Das ist nicht der Fall. Die Mehrzahl der Deutschen spricht ein schlechtes Spanisch, mit dem man sich natürlich gut verständigen kann; eine tiefergehende Unterhaltung auf spanisch oder ein wirkliches gegenseitiges Verständnis seelischer Dinge bleibt den meisten versagt (Mischehen).

Der Hundertsatz spanischer Kinder ist, obwohl es eine Bedrohung des deutschen Charakters der Schule bedeutet, ständig im Steigen begriffen. Man hat es gewagt, um das Unternehmen auszubauen und mehrere Lehrer anstellen zu können, denn alle Spanier zahlen außer der Eintrittssumme den vollen Schulgeldebtrag und ermöglichen dadurch ärmeren deutschen Kindern einen Schulgeldnachlaß. Wir genießen bei den Behörden und bei den spanischen Eltern, die alle den höheren Kreisen angehören, einen guten Ruf. Die Schule gilt, weil sie hohes Schulgeld verlangt und weil sie „ausländisch“ ist, als vornehme Schule. Die Erlernung der deutschen Sprache und die deutsche Disziplin sind die Hauptgründe für die Anmeldung nichtdeutscher Kinder. Auch daß wir Religion in den Stundenplan aufgenommen haben, ist ein weiterer Grund. Öffentliche Feiern, Turnen und Schwimmen, in letzter Zeit vor allem der 4—5stimmige Madrigal-Schulchor (Kinder und Lehrer) sorgen dafür, daß die Leistungen und das Ansehen der Schule immer wieder in der Öffentlichkeit anerkannt werden. Eine kleine Propaganda in den Zeitungen muß nachhelfen.

In der Unterrichtsgestaltung hat jeder Lehrer innerhalb eines weiten Rahmenlehrplans volle Freiheit. Für die Wahl und Verteilung der Unterrichtsfächer, für die Stoff-

auswahl, Lehr- und Lernmittelbeschaffung, für den Gesamtaufbau des Unterrichts ist der Klassenlehrer zuständig und verantwortlich, der, ausgehend von der sprachlichen Zusammensetzung, den Altersstufen und der Durchschnittsleistung der Klasse seine Unterrichtsziele aufstellt. Hauptaufgabe ist die Erlernung und Beherrschung der deutschen Sprache. Deutschunterricht ist Zentrum aller Arbeit; alle Fächer und alles Schulgeschehen hat von ihm auszugehen und ihm zu dienen. Er soll die stoffliche und ideelle Quelle sein für deutsches Denken und Handeln.

Meine Anfängerklasse (1. und 2. Schuljahr) hat 25 Kinder: davon 16 Spanier und 9 Deutsche. Von den 9 Deutschen sind 3 Mischkinder mit spanischer Muttersprache. Also bleiben nur 6 Kinder mit deutscher Sprache. — Für einen Lehrer, der, gerade aus Deutschland angestellt, fast immer der Landessprache gar nicht oder nur sehr mangelhaft mächtig ist, scheint die Aufgabe zuerst unerfüllbar, weil er die Maßstäbe des deutschen Zeimat- und Gesamtunterrichts mitbringt. Denn gerade die natürliche Voraussetzung eines Unterrichts fehlt hier ganz, nämlich das gegenseitige Verständnis zwischen Kind und Lehrer. Nach einiger Zeit hat der Lehrer den Überblick und den Weg für seine Aufgabe gefunden. Alle nicht unbedingt notwendigen Dinge, alle Ausweitungen und Nebensächlichkeiten kommen in Wegfall. Ganz einfach und klar, geradezu nüchtern und streng wird die Arbeit, um erst einmal Grund zu einem deutschen Wortschatz zu legen. Unterrichtssprache ist, soweit wie möglich, deutsch, weil nur so in kürzester Zeit durch ständige Wiederholung die alltäglichen Dinge und Tätigkeiten von den Kindern auf deutsch verstanden werden. Neue Dinge und Stoffe verlangen jedesmal die Landessprache als Hilfe, Vorbereitung oder Übersetzung. Von der Geschicklichkeit des Lehrers hängt es ab, diesen Wortschatz nach allen Richtungen hin von den Kindern anwenden zu lassen, indem sie kürzere oder längere Sätze — jedesmal mit ungekünsteltem Sinn, immer in kindertümlicher, lustiger Beziehung zu den Tätigkeiten und Dingen des Kinderlebens — selbst bilden, wobei der Lehrer unauffällig eine einfach-grammatikalische Sprachform sozusagen untergeschoben hat, die an diesem Tage daran geübt werden soll. So nüchtern auch der systematische Aufbau auf dem Papier aussieht, im Unterricht selbst herrscht ein fröhliches, die drolligsten Dinge gebärendes Leben, das oft die Grenzen der deutschen Wortarmut sprengt und plötzlich in der Muttersprache wie ein bisher gehemmter Bach herausprudelt. — Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen machen nicht allzuviel Schwierigkeiten. Die Hauptarbeit ist das Verstehen und das Sprechen.

Sehr berechtigt ist die Frage der deutschen Eltern, inwiefern die rein deutschen Kinder durch das Überwiegen des spanischen Anteils in den Unterklassen benachteiligt werden. Was die technischen Fähigkeiten des Lesens, Rechnens und Schreibens betrifft, findet im Vergleich zu einer heimatischen Schule keinerlei Benachteiligung statt. Was den deutschen Kindern fehlt, sind vor allem die Dinge, die mit dem Gemüt und der erzählenden Phantasie zu tun haben. Wenn 80% der Klasse kein Deutsch versteht, ist es ausgeschlossen, Märchen zu erzählen oder sich mit den Kindern über ihre Gedanken und Beobachtungen zu unterhalten. Übersetzung bleibt immer nur Ersatzmittel; Ziel ist die zunehmende Verständigung auf deutsch.

Gesammelte Erfahrungen oder Literatur über den deutschen Anfängerunterricht mit fremdsprachigen Kindern gibt es kaum. Auch die Fachzeitschrift „Die Deutsche Schule im Ausland“ litt bis vor kurzem Mangel an praktischen Beiträgen. Die Hefte ab März dieses Jahres brachten nun einige ausgezeichnete Beiträge. Besonders erfreulich wirkte die Nachricht, daß die Deutsche Oberschule in Madrid den deutschen Wortschatz der Anfängerklassen systematisch erforscht.

Die Mittelklasse (ungefähr 3.—6. Schuljahr) besteht aus mehreren Begabungs- oder Leistungsgruppen. Ein reiferes Kind kann z. B. bereits mit 10 Jahren Englisch nehmen, während ein gleichaltriges Kind minderer Befähigung ein oder zwei Jahre auf den nächsten englischen Anfängerkurs warten muß. Begabtere Kinder haben dadurch den Vorteil, schneller in die oberen Klassen zu steigen. Der Stundenplan ist durch solche Überschneidungen und Kombinationen sehr verwickelt geworden; jedoch, um den Begabungen und der sprachlichen Verschiedenheit gerecht zu werden, war eine Aufteilung der 40 Kinder in kleinere Abteilungen dringend nötig.

Die Oberklasse (14 Schüler) hat Realschulcharakter mit Mathematik, Englisch und Französisch. Sie behält die Schüler bis zu ihrem Abgang mit 14 oder 15 Jahren (ausgenommen ganz schwach begabte Kinder, die bis zum Schulaustritt in der Mittelklasse blieben). Ein Aufbau zu einer Realschule mit Einjährigen-Berechtigung war bis jetzt noch nicht möglich. Gemeinsam für Mittel- und Oberklasse ist Religion, Singen und Turnen.

Um unsere inneren Schulangelegenheiten hat sich der spanische Staat nie gekümmert; weder durch Vorschriften noch durch Überwachung nimmt er Einblick. Unsere Arbeit verläuft ganz außerhalb spanischer Einflüsse — ein beneidenswerter Vorteil vielen Auslandsschulen gegenüber. Politische Belästigungen oder Scherereien wegen nationaler Feiern oder Symbole des heutigen Deutschland haben wir — trotz der spanischen Kinder — nie gehabt.

Mit ungefähr 11 Jahren verlassen die meisten Spanier unsere Schule, um in ein spanisches Instituto einzutreten, wo sie die notwendigen Prüfungen für die verschiedenen Berufswege ablegen müssen. Eine Lösung der Frage, wie wir außer dem deutschen Kulturgut noch dazu das intellektuelle spanische Wissen — enzyklopädisches Vielwissen, in Definitionen gekleidet — in den deutschen Schulbetrieb voll einbauen können, ist uns bisher nicht gelungen, wäre wahrscheinlich nur bei einem großzügigen Ausbau der Anstalt mit großer Schülerzahl möglich, dabei sicherlich zum Nachteil des deutschen Gutes. Eine spanische „Berechtigung“ irgendwelcher Art besitzen also unsere Schüler nicht. Die Zahl der spanischen Wochenstunden selbst ist sehr gering bemessen: nämlich 2, 5 und 4 Stunden (letzteres für die Oberklasse).

Eine andere Frage, deren Lösung sehr dringlich ist, aber bisher noch nicht erfolgen konnte, ist die Angliederung eines Kindergartens. Der endgültige Entschluß, eine Kindergärtnerin hierher zu verpflichten, scheiterte immer, weil eine genügende Teilnehmerzahl jedesmal zu ungewiß war.

Eine andere Sorge ist folgende: Was sollen unsere deutschen Kinder nach Abschluß ihrer Schulzeit beginnen? Ein Teil wird im Geschäft des Vaters oder bei den deutschen Firmen arbeiten; einige werden nach Deutschland in eine Lehre gehen. Die andern, weniger Begünstigten, vor allem manche der deutsch-spanischen Mädchen, werden wahrscheinlich einmal die Entscheidung treffen müssen: deutsch oder vollständiges Aufgehen im Spanientum. Die Verlustzahl wird bei diesen Mädchen hoch sein, da diese Kinder aus Mischehen, mit der spanischen Muttersprache und in spanischer Umgebung aufgewachsen, der spanischen Wesensart näher stehen. Diese uns immer wieder bedrückende Tatsache zeigt sich außer in Benehmen und innerer Haltung besonders deutlich im Gebrauch der spanischen Sprache als Umgangssprache. Seit Jahren führen wir einen erbitterten Kampf gegen die „Lässigkeit“, in den Pausen untereinander spanisch zu sprechen (auch rein deutsche Kinder). Es scheint manchmal aussichtslos und zum Verzweifeln zu sein. Es zeigt ganz klar, daß die vor und während der Schulzeit gesprochene Zausprache über die kulturelle Zugehörigkeit des Kindes entscheidet, und daß Fehler, die von den nachlässigen Eltern in den ersten

Jahren begangen worden sind, von der Schule fast nicht wiedergutmacht werden können. Diejenige Sprache die man von Jugend auf besser kann, spricht man lieber. Die Sprache, die man lieber spricht, fängt mich in ihre kulturelle Zugehörigkeit und teilt mich ihrem Volkstum zu. Alle Kinder sprechen deutsch und spanisch; deutsche Muttersprache und Landessprache bzw. fremde Muttersprache und Schulsprache, zweifellos ein großer Vorteil. Der flüchtige Besucher aus Deutschland ist erstaunt über diese Zweisprachigkeit, hört er doch die Kinder abwechselnd in beiden Sprachen „fließend“ reden. Leider aber geht diese Zweisprachigkeit immer auf Kosten der Sicherheit, Vollkommenheit und Tiefe. Ganz selten beherrscht ein Schüler beide Sprachen so wie ein Inlandschüler seine Muttersprache. Es mangelt ihm an Stilgefühl, an Wortschatz, an alltäglichen und sprichwörtlichen Redewendungen, es fehlt an der schriftlichen und mündlichen Gewandheit. Nur ein Auslandslehrer kann ermessen, wieviel Zeit und Mühe vorausging, bis ein Kind der Mittelklasse z. B. die sichere Unterscheidung von „auf der Straße“ und „auf die Straße“ durchführen kann. — Merkwürdigerweise ist das deutsch-spanische Doppelsprachgut auf verschiedene Sach- und Wertgebiete aufgeteilt worden. So stellen wir beim größeren Teil der Schüler fest, daß der spanische Wortschatz vor allem die gewöhnliche Umgangssprache, Straßen-, Spiel-, Gemüts- und Einkaufssprache umfaßt, während der deutsche Sprachumfang durch die gehobeneren, gepflegten, schulisch-literarischen und abstrakten Dinge und Bereiche gekennzeichnet wird. Beide Sprachbereiche laufen nebeneinander her, ohne nennenswerte Beziehungen zueinander. Hieraus ist z. B. — um den deutlichsten Fall herauszunehmen — gut erklärlich, daß die Kinder die spanischen Schimpf- und Straßenausdrücke kennen und richtig gebrauchen, angefangen vom harmlosen „caramba“ bis zu den übelsten Dingen, während ihr deutscher Schulsprachumfang viel zu hoch ist, als daß sie einmal von Herzen schimpfen und fluchen könnten. Umgekehrt können in Anwesenheit der Kinder schlimmste deutsche Ausdrücke fallen, ohne verstanden zu werden. Ich habe deshalb nicht verfehlt, schon in der untersten Klasse einige zarte, harmlose Schimpfnamen einzuführen und zu pflegen; denn Ärger, Schimpfen und Fluchen sind für das Seelenleben — und damit für die deutsche Sprache — so wichtige Angelegenheiten, daß man sie nicht dem Spanischen allein überlassen darf. Die Eingliederung entweder in den deutschen oder spanischen Sprachbereich ist aus der Zweisprachigkeit heraus gut zu verfolgen: Der deutsche Sprachumfang wurde in der Schule mehr oder weniger systematisch aufgebaut, während der spanische außerhalb des Unterrichts auf die natürliche Art der Sprachaneignung aufgenommen wurde. Damit ist noch nicht gesagt, daß ein Schüler nicht auch auf deutsch z. B. einkaufen oder spielen oder schimpfen kann; jedenfalls steht ihm in diesen drei genannten Fällen ein sehr viel größerer spanischer als deutscher Wortschatz zur freien, jederzeitigen Verfügung, so daß er hierbei ohne besondere Veranlassung nicht deutsch sprechen wird.

Eigentümlicherweise kommen die Schüler sehr gern in die Schule, viel lieber als in Deutschland. Der Grund dafür ist sehr einfach: es gibt kein eigenes Kinderleben außerhalb der Familie oder Schule, keine Tradition von Kinderspielen auf der Straße, auch keine guten Gelegenheiten, Gemeinschaftsspiele zu unternehmen. Die Familien wohnen in der Stadt, im Hafen und im Villenviertel zerstreut; die Kinder sind auf sich selber angewiesen und werden möglichst von den spanischen Straßenspielen ferngehalten. So kommt es, daß die Schule der Ort und die Gelegenheit für das Gemeinschaftsleben der Schüler geworden ist. Die Pausen und all die andern Möglichkeiten gemeinsamen Treibens und Spielens zwischen Schulweg und Nachhauseweg geben die für die Kindheit so notwendigen Anlässe zu

Kinderglück und Kinder Sorgen. Hinzu kommt noch, daß diese Schülergemeinschaft mit den Lehrern in einem recht herzlichen Verhältnis steht, das durch den Verkehr der Lehrer in den Familien und durch gemeinsame sportliche oder musikalische Unternehmen, durch unsere zahlreichen nationalen Feiern und andere festliche Veranstaltungen der Kolonie gestärkt wird. — Autorität, Schulordnung und Bestrafung sind lockerer, gedehnter und persönlicher als in der Heimat gestaltet, einerseits, weil wir eine auf Freiwilligkeit beruhende Privatschule ohne gesetzlichen Schulzwang sind, andererseits, weil die spanischen Eltern in Erziehungsfragen nicht immer die nötige tiefere Einsicht besitzen.

Seit Herbst 1934 besitzen wir eine eigene, vom „Deutschen Schulbauverein in Las Palmas“ (einer Aktiengesellschaft) errichtete Schule, nachdem sich das alte, gemietete Haus für die größere Schülerzahl zu eng erwiesen hatte. Einige Meter vom Badestrand entfernt, der eine herrliche Aussicht auf die Nachbarinsel Tenerife mit dem 4000 Meter hohen Pík bietet, steht das einfache, moderne Gebäude. Es war ein langer Weg, bis man sich über die leidige Platzfrage und über den Charakter des Hauses (Schule allein, Schule und Klubhaus, Deutsches Haus als Mittelpunkt der Kolonie) einigermaßen einig war. Vier geräumige Klassenzimmer, ein Lehrerzimmer (zugleich Bibliothek), Wasch- und Baderäume, ein Turnhof und ein großer Festsaal stehen uns zur Verfügung. Eingebaut ist außerdem eine Hausmeisterwohnung. Die Schuleinrichtung ist einfach, aber genügt vollauf. Die Lehrmittelsammlung ist stark ergänzungsbedürftig, es fehlt vor allem an neuen Landkarten und an naturkundlichem Material.

Ich habe versucht, in einem gedrängten Überblick das Gesicht unserer Schule insoweit darzustellen, als es sich als Ergebnis organisatorischer Bedingungen, ihrer Stellung im Auslande und der gemischten Zusammensetzung der Schülerschaft umreißen läßt. Es liegt nicht in der Absicht dieses Berichtes, auf rein pädagogische und methodo-

dische Fragen der Auslandsschularbeit einzugehen, also auch nicht auf die besonderen Aufgaben der Einzelunterrichtsfächer wie Geschichte, Heimatkunde usw. Ebenso würde es viel zu weit führen, politische oder rassisch-völkische Betrachtungen über die Elternschaft anzustellen oder die Beziehungen von ASDAP — Schule, Elternschaft — Lehrer usw. darzulegen. Diese Fragen sind so weiträumig, daß sie außerhalb des Rahmens eines Schulberichtes behandelt werden müssen.

Die Arbeit einer deutschen Auslandsschule ist verantwortungsvollste Arbeit, ist aber auch schönste Arbeit, denn sie steht ausschließlich im Dienste unserer in allen Erdteilen zerstreuten Volksgenossen. Wo immer auf der Welt Deutsche siedeln, bauen sie ihre „Deutsche Schule“, um den Kindern das zu bewahren, was täglich von außen bedroht wird: ihr Deutschtum. — Unser Sprechchor, mit dem wir das neue Schulgebäude einweihten, soll Abschluß und zugleich Sinnggebung sein:

Neu und wahr,  
recht und klar:  
So ist dies Haus.

Altes Gemunkel,  
grämliches Dunkel:  
Fahre hinaus!

Wir aber sind jung in brennender Jugend.  
Wir hoffen und stürmen und kämpfen und siegen.  
Wir wollen nicht schlafen und ängstlich ersticken,  
Wir wollen nicht faulen durch Rückwärtsblicken:

Vorwärts und treu!  
Das Haus ist neu.

Deutscher Jugend neuen Geistes  
sei der Bau geweiht!

Das Haus ist neu.  
Bleibet ihm treu!

## Hans Grimm Wir von der Weser.

Daß ich es gleich sage, ich glaube nicht an das „Wir von der Weser“, wenn darunter irgendeine gemeinsame Idee oder gemeinsame Erinnerung oder nur eine gemeinsame Romantik und gemeinsame Gefühllichkeit wie etwa bei den rheinischen Menschen verstanden sein soll. Und das wird mir noch deutlicher, wenn ich in Gedanken den Rheingau, den ich von meiner Kinder- und Schulzeit her kenne, mit dem alten Weser-Leinegau vergleiche, in dem sich anfanglos durch Jahrhunderte das Leben meiner Namens-Vorfahren abgespielt hat und in dem ich als Heimkehrer seit sechzehn Jahren wieder ansässig bin.

Wir von der Weser sind alle verschieden von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf; und um persönlich zu sein, wie es doch zur phrasenlosen Ehrlichkeit und Deutlichkeit wohl gehört, was habe ich zum Beispiel mit Meister Wilhelm Kaabe gemeinsam und seiner wunderlichen Verpönntheit? Oder was hat irgendeiner sonst von all den verhemmt wartenden Menschen in den Bauern- und Handwerkerbauern- und Arbeiterbauernhäusern — die es am meisten gibt — an der oberen Weser mit ihm zu schaffen? Nun, wir versuchen uns wie er durch eine Sprache verständ-

lich zu machen und also zu verständigen, die wir zusammen unsere Muttersprache nennen und alle verschieden sprechen und verschieden hören und verschieden schreiben und verschieden lesen bis auf diesen Tag. Die andern von früher, die Stadtdichter Dingelstedt mit seinem Weserliede und Hoffmann von Fallersleben mit dem Deutschlandliede, sind nicht einmal einzeln hier zu Hause, sie sind Zufälle der Literaturgeschichte an der Weser.

Unter den Gelehrten an unserem Flusse kann man erfahren, und ich bekenne es auch gern, daß wir Niedersachsen dem Volksteile der Engern angehören. Die Gelehrteren beginnen heute zu sagen, daß die Niedersachsen von der Weser- und Elbemündung sich fluslauf gekämpft hätten und Ostfalen und Westfalen und Engern ihrem früher kleinen Stamm angegliedert und eingefügt hätten, davor aber und in Wirklichkeit seien wir Eingeseffenen Cherusker; und daß die einstige germanische Wallburg auf der Kuppe über Carlshafen, die Syburg, der Sitz Segests gewesen sei, erzählten die Schulmeister der Gegend freilich schon vor achtzig Jahren. Aber welche verbürgbare, sichtbare Spur ist von den Cheruskern noch vorhanden? Es gibt noch die Wall-

burg zwischen Vernawahlshausen und Lippoldsberg, es gibt Hünengräben und Hünengräber auf alten Meistichblättern, es gibt deutliche Opferstellen und Gerichtsstätten, doch von den Menschen, die sie anlegten und brauchten, ist einfach nichts mehr da, kein geschriebenes Wort über sie und auch keine Scherben und keine Waffen in der Erde von ihnen.

Die auf dem Papier überlieferte Zeit unseres Gaues fängt spät an im achten Jahrhundert, als die Weser Missionsgrenze der vordringenden Franken zu werden begann, als die Kämpfe zwischen Sachsen und Franken über den Fluß und durch die alten Furten bei Oedelsheim, bei Lippoldsberg und wohl bei Förter hin- und hergingen. Dann im frühen neunten Jahrhundert ist das Winterlager Karls des Großen in Herstelle auf seinem Sachsenzuge geschichtlich, wo ihn die arabischen und spanischen Gesandtschaften besuchten.

In den nächstfolgenden Jahrhunderten entstanden an der alten Missionslinie und darüber hinaus die Klöster mit ihren romanischen Kirchen, zu Silwartshausen, zu Bursfelde, zu Lippoldsberg, zu Selmarshausen, zu Corvey, zu Kemnade, zu Amelungsborn, zu Fredelsloh, davon heute steinerne Zeugnisse großer, edler Baukunst übrig sind, längst hineingewachsen in die Landschaft und heute wie die Landschaft, ganz anders als die unruhigen Menschen der verschiedenen Zeitwenden, ein Stück ruhende Ewigkeit.

Nach der Kloster- und Kirchenbauzeit und als die beamteten Karolingischen Gaugrafen sich überall im Reiche zu Reichsfürsten hinaufzuentwickeln, das heißt hinaufzurrebellieren wußten, begann politisch auch an der oberen Weser die große Zerstückelung. Es gingen Kurhessen und Hannover und Braunschweig, Lüneburg und Preußen bunt und zipfelweise durcheinander, um nur die letzten großen Anteilseigner zu nennen. Die Zipfel waren durch Zollgrenzen und verschiedene Münzen und die tüchtige und erfindungsreiche Tätigkeit der Regierungstuben voneinander abgeschlossen. Und wenn sonst niemand im alten Gau selbst, so hatten doch bei den von je spärlichen Arbeitsgelegenheiten des Flußtales die Schmuggler der Dörfer ihren Vorteil von den künstlichen Trennungen und wurden in Brot gehalten. Die Verzäpfung war übrigens — da Kurhessen und Hannover längst Provinzen Preußens sind — bislang wirksam gegen den Straßenbau, und als vor ein paar Jahren die Reichspost die Möglichkeit eines regelmäßigen Kraftwagenverkehrs am rechten Ufer der oberen Weser durchprüfte und eine in gleichmäßig guter Ordnung gehaltene Straße forderte, da zerstückte sich der Plan an den verschiedenen Bedenken und angeblichen Unmöglichkeiten der für die Zipfel zuständigen Stellen. Die eingeseffene Bevölkerung an der oberen Weser hat am meisten durch die hessischen Landgrafen eine Veränderung erfahren. Durch sie wurden die südfranzösischen Waldenjer

im Tale in Gottstreu und Gewissenruh und Carlshafen angesiedelt und konnten sich ausäen, durch sie wurden, um Arbeitsgelegenheiten zu schaffen, Eisenhämmer nach Veckerhagen und Lippoldsberg gelegt und wurden Hammer- und Schmiede aus Oberschlesien geholt. Außer den Hessen haben noch die Braunschweiger Fremde als Glasbläser in das Tal gebracht. Die Kassenmischung hat in die paar alten eigentlichen Bauernfamilien des engen Tales, die sich trotz der ewigen Hofteilung noch zu erhalten vermochten, kaum hineingespielt. Wo sie sich vollzog und immer noch vollzieht in den Handwerkerbauern- und Arbeiterbauernhäusern, sind, um den thüringischen Ausdruck zu gebrauchen, die Leute recht „vigilant“ geworden. Zu der zunehmenden „Vigilanz“ hat gewiß auch der Fluß mit den Erfahrungen der aus den Oberweserdörfern gebürtigen Schiffer sein Teil beigetragen. Von Hessen sind übrigens nicht nur damals die Fremdlinge, sondern ist auch dem Tale fremdartiges Wesen zugekommen, es stieß die Kasselner Mundart in das Weserplatt, es begann das fränkische Haus das Sachsenhaus zu verdrängen, die Beamten und Pfarrer von Hessen her pflegten nicht die bodenständige Art und Sitte, sondern brachten Hessenart und Hessensitte heran, und dann war durch das Jagdschloß Sababurg der hessische Hof immer nahe, der Gelegenheiten geben und verweigern und Glück machen und Glück stören konnte und Verdienst gewähren und nehmen konnte, wo die Talenge an sich so wenig bot; und da lernten die Menschen wohl ein wenig das, was jedenfalls den Ureingewohnten bis auf diesen Tag so fremd und schlecht steht, zu gefallen um eines vermeintlichen Vorteils willen und sich also innerlich zu spalten. Wenn in dem Tale, das bis vor vierzig Jahren noch welkenfern dalag, schon vor hundertfünfundzwanzig Jahren die Trachten aufhörten, dann ist es wahrscheinlich geschehen, weil das Nichtzueinandergehörige an der abgetrennten Oberweser zueinander kam und die Eingewohnten nicht begriffen, daß sie Mut zu sich selber haben müßten.

Ich sagte zu Anfang, es sei das Wort „Wir von der Weser“ oder für mich „Wir von der Oberweser“ nicht richtig, wenn darunter irgendeine gemeinsame Idee oder gemeinsame Erinnerung oder eine gemeinsame Romantik oder nur eine gemeinsame Gefühligkeit verstanden werde, wie etwa bei den froheren rheinischen Menschen. Aber wir haben natürlich den Fluß gemeinsam, der immer deutsch war und der der letzte deutsche Strom ist, über den andere Nationen nicht irgendwelche Hoheitsrechte ausüben, und wir haben gemeinsam — fast stärker noch als andere Deutsche, so scheint mir — die wartende Unruhe eines zu engen Tales, die sich wohl als schwelender Neid aufeinander äußert, dahinter aber viel größeres ist: es warten hier Menschen mit starken Fähigkeiten und zähem Fleiße seit Jahrhunderten auf den Raum, auf die deutschen Gelegenheiten, denen gegenüber sie nicht mehr unter ihrer Kraft bleiben brauchen wie die lange Kette der Vorfahren.

## Wahnwort des toten Generalfeldmarschalls:

Deutschland, das Aufnahme- und Ausstrahlungszentrum so vieler unerschöpflicher Werte menschlicher Zivilisation und Kultur, wird so lange nicht zu Grunde gehen, als es den Glauben behält an seine große weltgeschichtliche Sendung.